
D i e

Stadt Baden mit ihren Heilbädern.

In einer Entfernung von vier Meilen von Wien, am Fuße des jetischen Gebirges, sprudeln die warmen Schwefelquellen von Baden hervor, in welchen so viele Kranke jährlich ihre Gesundheit suchen und erhalten. Siebzehn derselben werden benützt. Das Wasser, frisch aus der Quelle geschöpft, ist klar, durchsichtig, und wenn es eine Weile gestanden hat, setzt es einen feinen weißgelben Staub an den Boden des Glases ab, wovon alsdann das Wasser bey einer kleineren Bewegung trüb und milchigt erscheint. Diese pulverige Substanz setzt sich auf solche Art an allen jenen Orten ab, wo die Schwefelquellen sich aufhalten, oder wo sie durchfließen, und wird, wenn sie sich mehr angehäuft hat, der natürliche Badeschlamm genannt. Man findet denselben in allen Badeschältern und in allen natürlichen oder künstlichen Kanälen und Röhren, wo diese Quellen durchfließen, so daß solcher zuweilen durch seine Anhäufung, besonders in den Röhren den Durchfluß verstopfet.

Dieses schwefelige Quellwasser verbreitet einen sauren, faulen, dem abgebrannten Schießpulver ähnlichen Geruch. Es entwickelt sich nämlich aus diesen warmen Quellen ein geschwefeltes Wasserstoff-Gas, welches unter einem ste-

ten Geziſche in Geſtalt kleiner Bläschen aufſteigt, und ſich in der oberen Luft ſo ausbreitet, daß die ganze Gegend mit einem ſchwefelartigen Geruche angefüllt, und wenn die Luft kühl iſt, mit einem ſichtbaren Nebel bedeckt wird.

Dieſes geſchwefelte Waſſerſtoff-Gas iſt es, von welchem das Silber gelbbraun anläuft, welches die goldenen und ſilbernen Treſſen, die weiße ſowohl als die rothe mineraliſche Schminke am Geſichte ſchwärzet, das Kupfer, je nachdem es mit Spiauter oder Galmey gemiſcht iſt, bald mit Feuerfarbe, bald mit Silberschaum überzieht. Es iſt auch ein bewährtes Prüfungsmittel für die Echtheit des Goldes, welches in der Atmoſphäre dieſer Bäder nicht ſchwarz, ſondern viel glänzender wird, wenn es rein ohne Zuſatz iſt. Nur im verfälschten oder gemiſchten Stande läuft es gleich ſchwarzbraun an. So ſtraft hier die reine Natur, eine Feindinn alles Truges und alles Unnatürlichen mit ſichtbaren Farben. Geſchminkte Wangen kommen ſchwarz zurück, unechte Metalle und falſche Perlen laufen an; wenn nur auch unechte Geſinnungen und böſe Neigungen mit einem kleinen Brandmahle zurück kehreten, wie viele würden ſich im Spiegel beſſer kennen lernen!

Koſtet man das Waſſer aus dieſen Quellen friſch, ſo hat es einen ſäuerlichen, etwas ſalzigen und wenig angenehmen weichen Geſchmack. Die Beſtandtheile deſſelben ſind: Kohlenſaures Gas, hydrothionſaures Gas, in der Hydriothion-Säure aufgeloſeter Schwefel, Kochſalz, Wundervſalz, Bittersalz, Selenit, kohlenſaure Kalk- und Bittererde. Die Wärme der verſchiedenen Quellen ſteigt von 22 Graden des reaumurſchen Wärmemeſſers biß beynabe auf den 30. Wärmegrad. Die mineraliſche Quelle wird innerlich und äußerlich gebraucht. Der Kranke trinkt nach Vorſchrift des Arztes vier biß ſechs Pfunde dieſes Waſſers täglich in gewiſſen Zwiſchenräumen, und nach jedem ge-

leerten Becher wird eine Viertel- oder halbe Stunde lang eine mäßige Bewegung gemacht.

Die Bäder.

Zum äußerlichen Gebrauche dienen die Vollbäder, Halbbäder, Fuß-, Dusch-, Tropf- und Dunstbäder.

Alle siebenzehn Quellen, welche benützt werden, sind in Badekessel aufgefangen, wo man zum Theile gemeinschaftlich badet, und es gewährt von den Gallerien, die in den meisten großen Bädern angebracht sind, einen eigenen Anblick, auf die Badgäste, von denen oft 60 bis 100 auf ein Mahl baden, hinabzublicken, wie sie sich durchkreuzen, wie die Stärkeren Lahme und Schwache herumsführen, und wie Alle durch muntere Gespräche und Scherz zur Heiterkeit des Geistes beytragen, welche die Genesung des Körpers befördert.

Unter allen Bädern steht an Reinheit, Ergiebigkeit und Wärme, an Schönheit der Bauart und Einrichtung das im Jahre 1821 durchaus neu erbaute

Frauen- und Karolinen-Bad

oben an. Von demselben geschieht schon in einer Urkunde vom Jahre 1357 als von einem landesfürstlichen Wildbade Meldung: alle übrigen Bäder sind jüngeren Ursprungs. Es war nebst dem Neubade das erste, das in den Besitz der Stadtgemeinde kam, indem es Ferdinand I. ihr im Jahre 1537 wegen der sieben Jahre vorher durch die Türken erlittenen Verwüstung schenkte.

Im Jahre 1683 wurde es abermahl von den Türken zerstört, aber bald wieder hergestellt. Der neue prächtige Bau, welcher über 50000 fl. C. M. kostete, wurde durch Akzien ausgeführt. Das Gebäude enthält einen 6 Klafter langen, eben so hohen und 4 Klafter breiten Badesaal

mit einem Badekasten, der 90 Personen faßt, bequeme Aus- und Ankleidezimmer für Männer und Frauen; zugleich befinden sich an dieser Quelle vier Stundenbäder für einzelne Personen mit ihren Ankleidegemächern. Mit diesen ist durch einen Gang ein Fußbad und das Karolinen-Bad verbunden.

Gleichen Werth mit diesem hat

Das Josephs-Bad,

welches sich auch in Rücksicht der Bauart gut ausnimmt, und seit dem Jahre 1650 im Besitze der Stadt ist. Im Jahre 1683 ward es von den Türken zerstört, und im Jahre 1699 wieder hergestellt. Vom Jahre 1766 bis 1799 badeten nur Männer allein und ins besondere Geistliche in diesem Bade; jetzt werden die Frauen von 7 Uhr Morgens an auch in diesem Bade zugelassen. Der Badekasten ist für 60 Personen geräumig, das Badhaus steht ganz frey, ist tempelförmig gebaut, mit jonischen Säulen, mit einer gewölbten Kuppel und geschmackvollen Fagade geziert.

Noch schöner zeichnen sich die im orientalischen Geschmacke erbauten

Halbbäder

aus, die auch Ursprungsbäder heißen, weil sie die nächsten an dem unter dem Parke befindlichen Ursprunge sind. Sie wurden im Jahre 1796 nach dem Plane des um die Verschönerung Badens so verdienten Grafen Lambergi von der Stadtgemeinde an die Stelle der vorher bestandenen Badehütten errichtet. Sie bestehen aus zwey Abtheilungen mit Badebehältern, in welchen das Wasser so hoch steht, daß es einem aufrecht stehenden Menschen

bis an den halben Leib reicht, daher man sie auch sitzend als Vollbäder benutzen kann. Nachmittags wird es so weit abgelassen, daß es als Fußbad gebraucht werden kann.

Das gleich nebenan befindliche große stattliche Gebäude der

Theresien-Bäder,

wurde im Jahre 1758 von der Stadt errichtet, erhielt seit dem Jahre 1795 seine jetzige geschmackvolle innere Einrichtung, und im Jahr 1800 das Tropfbad und zwey Kabinette zum Ausruhen nach dem Bade. Hier befinden sich sechs Bäder, darunter die sogenannten Edelbäder, d. i. Baderkästen von weißem Steine; Zimmer, deren Wände mit Marmor, und deren Fußböden mit Tuch bekleidet, und für die höchsten Badegäste bestimmt sind. Jedes Bad hat ein eigenes Aus- und Ankleide-Zimmer. Das Badewasser strömt eine Klafter über dem Boden des Kastens aus einer metallenen Pipe herab, und kann mittelst eigener Schläuche, auf den kranken Theil des Körpers besonders hingeleitet werden, weswegen sie Dusch-Bäder genannt werden. Diese Dusch-Bäder, so wie ein zwey Klafter hohes Tropfbad in dem einen Badezimmer findet man bloß in den Theresien-Bädern und in dem Militär-Bade. Diese Bäder sind auch zum Wintergebrauche eingerichtet.

Die unvergeßliche Kaiserinn Maria Theresia hat im Jahre 1758 tausend Dukaten zur Erbauung dieses Bades angewiesen, daher es auch den Nahmen der erhabenen Monarchinn erhalten hat, und es war zum unentgeltlichen Gebrauche für kranke und verwundete Offiziere, so wie das auch der Stadt gehörige Neubad für Gemeine bestimmt. Unser allergnädigster Kaiser, Franz I. hat durch einen neuen Beweis der Liebe und Achtung für die tapferen

Landesvertheidiger im J. 1799 das Peters-Bad gekauft, und zur gleichzeitigen Aufnahme von 30 Offizieren und 200 Gemeinen einrichten lassen. Die Stadtgemeinde hat 2000 Gulden zu diesem Kaufe beygetragen, und sie wurde dadurch von der Verbindlichkeit enthoben, das Militär in den oben genannten zwey Bädern unentgeltlich zuzulassen.

Das Petersbad,

oder wie es jetzt heißt, das Militär-Bad, wurde im Jahre 1628 errichtet, und hat die Eigenheit, daß es, wenn es ruhig steht, in einigen Stunden mit einer pfauenfärbig spielenden Fetthaut überzogen wird, die bey dem Eintritt eines Badenden mit einem Geziße in kleine Stücke zerreißt.

Es befindet sich dort nebst einem Badekasten, der 50 Personen faßt, ein kleiner auf zwey Personen mit einer Pumpe zu einem Dusch- und Tropfbade.

Seine Majestät der Kaiser erkaufte dieses Bad im Jahre 1799 zur Unterkunft und Pflege kranker und verwundeter Offiziere und Soldaten. Nach geendeten letzten Kriegen wurde das weit umfassende majestätische Gebäude — das größte in Baden — auf kaiserliche Kosten aufgeführt, damit alle badebedürftigen Offiziere und Soldaten in demselben Wohnung, Pflege und Heilung finden könnten. Im Jahre 1819 wurde das Prachtgebäude vollendet. Die Aufschrift ist: *Aegro et saucio militi Franciscus I. 1819* (für den kranken und verwundeten Kaiser hat Franz I. im Jahre 1819 dieses Gebäude errichtet).

Das Herzogs- und Antonius-Bad.

Der Badekasten des Herzogs-Bades faßt 150,

und jener des Antonius-Bades 100 Menschen, und diese beyden sind die größten.

Das Wasser wird von der Hauptquelle des Ursprungs hierher geleitet, und des Kessel der Herzogbades nimmt 1800 Eimer desselben auf, und er wird täglich zweymahl abgelassen, und füllt sich durch das zuströmende Wasser wieder an. Der Badekasten des Antonius-Bades ist länglichrund und faßt 1000 Eimer Wasser. Beyde Bäder sind Wollbäder, und haben für die Badegäste die Bequemlichkeit, daß diese in dem Herzoghose gleich wohnen können.

Die Badestuben sind sehr hoch, geräumig, mit Sitzen, Gallerien, abgesonderten Ankleidezimmern, und an der obern Decke mit einer zum Ausgange der Badedünste bestimmten Oeffnung, die der Taubensprung heist, versehen. Sie befinden sich im Herzoghose, einem ehmaligen Landsitze der alten Herzoge von Oesterreich, der gleich am Parke innerhalb der ehmaligen Stadtmauer liegt, und nebst einer Haus-Kapelle des heiligen Antonius auch Wohnungen für die Badegäste enthält. Dieser Hof kam in der Folge an die Grafen von Lamberg, und wurde nebst der Ursprungsquelle im Jahre 1716 an die Stadt Baden verkauft.

Jenseits des Schwechat-Baches liegt

Das Sauer-Bad,

so von Georg von Sauer, k. Kammerherrn und Besitzer der Herrschaft Raubenstein genannt, der es vermuthlich im Jahre 1594 erbaut hat. Von diesem kam es (1601) an die Familie Raubenstein, dann an die Hofkirchen. Von diesen an einen Herrn von Quarent, der österreicherischer Gesandter an der Pforte war. Seine Tochter brachte den Sauerhof als Heirathsgut an Herrn von Piazani, und als dieser starb (1741) heirathete

die Witwe den Freyherrn von Doblhof, welche Familie noch immer Besizer des Sauerhofes ist, und denselben im Jahre 1821 mit großem Aufwande in seiner jetzigen Größe und Ausdehnung mit Pracht und Bequemlichkeit für die Badegäste erbauet hat. Das Gebäude hat eine Länge von 65 Klaftern und an beyden Enden Vorsprünge. Das Mittelgebäude zählt 23, jeder Vorsprung 7 Fenster neben einander. Nebst den Bädern und den sehr bequemen und geschmackvoll eingerichteten Gemächern, den Aus- und Ankleidezimmern an denselben, enthält das Wohngebäude im Erdgeschoße und ersten Stockwerke 70 Zimmer für Badegäste und 40 für deren Diener, auch zwölf Kaffee- und zwey großen Küchen. Stallungen, Wagenschoppen u. dgl. sind in der nöthigen Anzahl vorhanden. Alle Wohnungen werden um festgesetzte Preise vermiethet. Für alle Bequemlichkeit der Badegäste ist gesorgt. Jeder gelangt aus seiner Wohnung durch lichte, ganz geschlossene, vor dem Luftzuge verwahrte und bey kälterer Witterung geheizte Gänge in den herrlichen, tempelartig erbauten Badesaal, in welchem das Licht durch eine Glasbedachung von oben fällt. Bey jeder Witterung, selbst zur Winterszeit kann jeder, der im Hause wohnt, das Bad gebrauchen. Für alle Bedürfnisse ist gesorgt. In einem Vorsprunge des Gebäudes ist ein Gar Koch, bey welchem man in zwey geräumigen Speisezimmern und in einem geschmackvoll verzierten Saale bewirtheet wird. Auch ein geräumiges Gastzimmer für Diener und gemeine Leute befindet sich hier. Das ganze Gebäude ist vorne durch eine englische Gartenanlage vor dem Straube der Vorüberfahrenden geschützt, und am Rücken desselben befindet sich ein geräumiger Park zur angenehmen Bewegung der Badegäste in freyer Luft.

Das Engelsburg = Bad,

ist erst seit dem Jahre 1824 nett und zierlich erbauet, besteht aus einem kleinen niedlichen und freundlichen Gesellschaftsbade und vier einzelnen Stundenbädern, welche zu Dusch- und Tropfbädern auch eingerichtet sind. Die Quelle dieses Bades soll erst im Jahre 1755, folglich gleichzeitig mit dem Erdbeben entstanden seyn, welches einen großen Theil von Lissabon zerstörte, und Tausenden der friedlichen Einwohner das Leben kostete. So wirkt nach den allweisen Gesetzen des Schöpfers eine schreckliche Naturerscheinung, die da zerstört, auf einem andern Orte wohlthätig.

Wo jetzt das Bad ist, war früher ein Weingarten, in welchem 1755 die wohlthätige Quelle, durch das Erdbeben aufgeregt, entsprang. Damahls wurde nur ein Brunnen ausgemauert, um die Quelle als Fußbad zu benutzen. Im Jahre 1794 wurde erst ein Badgebäude errichtet.

Das Johannis = Bad,

dem Sauer-Bade gegenüber, wurde im Jahre 1802 sehr verschönert, so daß für alle Bequemlichkeit gesorgt ist. Die Quelle läuft in den Badekasten so reichlich, daß er in 40 Minuten 5 Schuh hoch angefüllt ist, und 1584 Cubik-Schuh Wasser hält. Gleich daran befindet sich das Armen- oder Bettler-Bad in welchem Arme welche die Badekosten nicht bezahlen können, unentgeltlich baden. Aus Wohlthätigkeit gegen diese unglückliche Menschen-Klasse wird es immer im guten Stande erhalten, und auf Reinlichkeit und Ordnung gesehen.

Das Heiligenkreuzer- oder Leopoldsbad,

jetzt ein Eigenthum der Bürgerschaft, soll schon im zwölften Jahrhunderte bestanden haben; sehr alt ist es gewiß, da es im fünfzehnten Jahrhunderte erneuert wurde. Das Gebäude ist durch vier dorische Säulen geziert, hat einen geräumigen Hofraum, und stellt sich als ein sehr niedliches Landhaus dar.

Auch das Heiligenkreuzer-Bad war ehemahls ein Vollbad, es wurde aber, wie es die Stadtgemeinde an sich gebracht hatte, abgetragen, und zur Abhilfe des Mangels an Stundenbädern planmäßig neu erbaut. Hier hat sich nun in Zeit von zwey Jahren unter dem Nahmen des Leopolds-Bades ein neues Gebäude erhoben, welches im Sommer 1813 zum allgemeinen Gebrauche eröffnet worden ist, und dessen äußerer Anblick eben so einladend erscheint, als die innere Vertheilung geschmackvoll und bequem ist. Von einem geräumigen Salon in der Mitte kommt man durch Verbindungs-Gänge zur Rechten und zur Linken zu drey und drey abgesonderten, schön gewölbten Bädern, von denen jedes aus einem geräumigen Ankleid- und Badezimmer besteht. Das Wasser wird jedem Bade aus der daselbst aussprudelnden Hauptquelle unmittelbar zugeleitet; jedes hat gleiche Fülle, gleiche Wärme, gleiche Reinlichkeit, gleiche Güte.

Das Peregrinus-Bad,

wurde im Jahre 1798 von der Stadtgemeinde vergrößert, und zu einem Vollbade eingerichtet. Es hat seine eigenen Quellen, erscheint aber im Neußeren ganz unansehnlich, und wird gewöhnlich auch nur als Fußbad gebraucht, wo es sich immer als sehr heilsam bewährt hat. —

Gestalt der Bäder.

Da meine lieben Leser das Wort Bad, Badekasten nennen hören, so wird es für jene, welche nicht Gelegenheit haben, nach Baden zu kommen, nothwendig seyn, hierüber etwas umständlicher zu sprechen. Unter Bad stelle man sich ein ziemlich hohes, bald rundes, bald viereckiges, bald anders gestaltetes Gebäude vor, mit einem Kuppelartigen oder quadratförmigen Dache, in dessen Mitte eine gedeckte Oeffnung sich befindet, durch welche die Ausdünstungen des Bades strömen. In der Mitte dieses Gebäudes befindet sich ein geräumiges rundes, ovales oder mehrentheils viereckiges Bassin in der Erde, welches gewöhnlich mit Bohlen ausgekleidet ist. An den Wänden desselben sind Bänke und Sitze angebracht, welche jene Kranke, die im Bade nicht herumgehen können, oder die Müden einnehmen. Der Boden des Bassin, den man auch Badekasten nennt, ist wie ein Sieb durchlöchert. Durch diese Löcher steigt die mineralische Quelle immer empor, und würde das Bassin überfüllen, wenn nicht durch eine oben angebrachte Höhe dafür gesorgt wäre, daß das überflüssige Wasser immer ablaufen kann. Die Höhe des Wassers wird gewöhnlich auf mittlere Mannsgröße berechnet; die kleineren Badenden werden von den größeren Badegästen im Bade herumgeführt, oder sie bleiben auf den erhabneren Sitzen.

Oben um den Badekasten herum ist eine Gallerie angebracht, von wo aus man in denselben hinabsehen kann. Neben dem Bade sind Zimmer zum Aus- und Ankleiden angebracht, welche immer in der gleichen oder höhern Wärme des Bades geheizt werden. Von hier führen zwey gedeckte und unten durch eine Thür geschlossene Treppen

in den Badekasten. Im Nebenzimmer entkleidet sich der Badende, nimmt die Badekleidung, und steigt auf der einen Treppe ins Bad hinab, wo er freundlich von der Badegesellschaft empfangen wird; auf der andern Treppe steigt man nach dem Bade, welches man gewöhnlich eine Stunde, auch länger gebraucht, in die Ankleidezimmer hinauf. Ein Bad, wo man gemeinschaftlich badet, nennt man ein Bollbad. Die meisten Bäder sind Bollbäder, und die abgesonderten Bäder, wo einer allein, oder zwey und zwey abgesondert baden können, reichen für die Zahl jener Gäste, welche sie verlangten, nicht immer hin.

Der Ursprung.

Sehenswerther aber als alle Bäder ist die Ursprungsquelle, die sich in einer Grotte am Fuße des Kalvarien-Berges befindet. Nebenbey ist ein Zelt mit Nubestößen, wo das mineralische Wasser aus der warmen Quelle geschöpft, getrunken wird. Nachmittags von 2 Uhr angefangen wird der Ursprung den Fremden durch einen Badewärter gezeigt. Auf einer Tafel am Eingange liest man die Worte: Der leidenden Menschheit gewidmete Wohlthat der Natur.

Ein düsterer, 45 Schritte langer, von der Natur gewölbter Gange führt in das Innere. Mit heiligem Schauer steigt man durch mürbe Steine in den Schooß der Erde, wo die Mutter Natur die heilsame Quelle den Kranken zum Heile spendet. Bey dem schwankenden Schimmer des Lichtes, welches nur matt die glänzende Krystallengrotte erleuchtet, erblickt man in dem Boden derselben einen natürlichen Kessel in dem Felsen mit einem hölzernen Geländer eingefast, 19 Schuh tief, von einer Quadrat-Klafter im Umfange und mit Steinen ausgemauert.

Auf der westlichen Seite, wo sein Wasser bey zwey Klaf-
ter tief ist, liegt im Grunde die große Quelle verborgen,
aus der das Wasser stromweise aufschießt. Auf der gegen-
überstehenden Seite des Kessels steigt ein Felsen herauf,
und auch aus seinen Spalten springt das Wasser zischend
und Blasen werfend hervor, als würde es durch ein un-
terirdisches Feuer erhitzt. Vier Röhren leiten unter dem
Boden das Wasser in die Halb- und Theresien-Bä-
der neben dem Ursprunge, in das Herzogs- und An-
tonius-Bad (die übrigen Bäder haben eigene Quel-
len). Diese verborgene Quelle ist so reichhaltig, daß man
die Menge Wassers, die alle 24 Stunden aus dem Kes-
sel herausfließt, auf 13,440 Eimer rechnet. Wer erkant
nicht über den ungeheuren Reichthum dieser Heilquelle,
welche nun schon seit Jahrtausenden hier sprudelt, und
Wohlthat hier Armen und Reichen spendet. Wer erken-
net hierin nicht dankbar die Allmacht des Schöpfers, der
nach den allweisen Gesetzen der Natur in den Eingewe-
den der Erde diese wohlthätige unverstegbare Heilquelle
schuf; wer ruft nicht in tiefer Ehrfurcht aus: Herr, wie
groß und herrlich sind deine Werke!

Um die Quelle ganz zu überblicken, läßt der Ba-
dewärter ein Schiffchen von Pappe mit zwey Lichtern ver-
sehen, auf dem Wasserspiegel im Kessel schwimmen.

So wohlthätig die Quelle selbst, so heilsam sind die
Dünste, welche sie unaufhörlich aushauchet; sie bilden

e i n D u n s t b a d,

welches verjährte Schaden heilt. Um es mit Bequemlich-
keit zu genießen, ist ein kleines, mit einem Holzgitter
und mit Stühlen versehenes Behältniß in der Grotte an-
gebracht. Ehe man sich dahin begibt, bereitet man sich

nach ärztlicher Anordnung in einem gleich am Eingange befindlichen Zimmerchen vor. In dem düstern Gewölbe des Ursprungs ist es überhaupt so heiß, daß man in Schweiß gebadet wird. Die warmen Dünste verbreiten sich durch die Grotte und den ganzen Eingang, sammeln sich an dem ganzen Gewölbe und den Wänden, und fallen entweder in den so genannten sauren Tropfen herab, welche alle Farben zerstören, oder sie bleiben hängen, verhärten (inkrustiren), und geben den Wänden jenen glänzenden Krystallenschmuck, aus dem das so genannte *Badner Salz* bereitet wird, welches als Arznei bekannt ist.

Der künstliche Badeschlamm zu äußerlichem Gebrauche wird in einer mit Pfosten belegten Grube am Eingange des oben erwähnten Zimmerchens bereitet, indem man Thonerde in das daselbst aus den Tropfen sich sammelnde Badewasser hineinwirft, und sie mit Schwefelsäure sich sättigen läßt.

Seit einem Jahrtausende strömt diese Quelle in gleicher Fülle; seit dem Erdbeben im Jahre 1768 fließt sie noch reichlicher, indem das Wasser von dieser Zeit an um einen ganzen Schub höher gestiegen ist, und so wohl an Wärme als am Schwefelgeruch zugenommen hat. Auch das letzte Erdbeben zu Neapel am 26. Julius 1805, während dem die Quelle von Karlsbad in Böhmen acht Stunden lang ausblieb, wurde hier verspürt, ohne den geringsten Schaden zu machen. Im Jahre 1764 schien die Grotte über dem Kessel, die damahls sehr nieder und eng war, einstürzen zu wollen, wurde aber durch Veranstaltung des damahligen Stadtrichters Johann Grusmann erhöht, und mit einem künstlichen Steingewölbe ausgespannt. Zum Andenken liest man über

der Grotte in einen Stein gehauen die Inschrift: Joh. Gruffmann, Stadtrichter und Bau-Direktor.

Alter der Stadt Baden.

Bei dieser Wiederherstellung der Grotte und auch bei Abgrabung des davon hervorspringenden Hügelfußes im Jahre 1796 hat man Bruchstücke von alten Mauern, ferner einen kleinen Fußboden von Ziegeln, die in der Mitte hohl lagen, endlich Ziegel mit römischen Inschriften selbst gefunden. Von letztern hat man als Seltenheit zwey im Vorgemache der Ursprungsbäder eingemauert, sie haben die Inschrift: *Legio XIV. Gemina, Martiana, Victrix.* und *Legio X. Gemina, Pia, Fidelis.* Aus diesen Inschriften wollte man schließen, daß die Römer schon diese Bäder benützten, und daß dieser Fußboden zu einem römischen Dinstbade gehört habe. Aber aus diesen Ziegeln läßt sich nichts anders beweisen, als daß sich Abtheilungen der XIV. und X. römischen Legion in dieser Gegend, als an dem Eingange eines wichtigen Gebirgspasses in einem verschanzten Lager befunden haben, und daß nach dessen Verfall, vielleicht einige hundert Jahre darnach, Ziegel davon zu einem Gebäude, nahe am Ursprunge verwendet worden seyn dürften. Ähnliche Ziegel hat man in Wien bey vielen Häusern gefunden, aber niemand hat noch hieraus den römischen Ursprung dieser Stadt herleiten wollen.

Desse ungeachtet ist Baden sehr alt, und hat seinen Namen ohne Zweifel von den heilsamen Bädern bekommen; wann aber und wie diese zuerst gebraucht worden sind, ist nicht bekannt. Die ältesten Urkunden von der Bewohntheit der Gegend von Baden gehen nicht über das Jahr 1073 hinaus, wo ein Poppo, Besitzer der Weste Nohr, in einer Urkunde von Melk vor-

kommt. Diese Weste stand bey dem kleinen Dorfe Rohr nächst Baden, wurde aber vermuthlich im 15ten Jahrhunderte bis auf den Grund zerstört. Die Besitzer dieser Weste sollen nun alle in der Badner Pfarrkirche begraben worden seyn, woraus dann folgte, daß Baden noch älter als diese Weste sey.

In Rücksicht des Alters dieser Kirche weiß man nur, daß sie im Jahre 1113 eine Filial-Kirche der Hauptpfarre zu Traiskirchen gewesen und mit derselben dem Gotteshause zu Melk vom Markgrafen Leopold dem Heiligen geschenkt worden sey. Zu einer eigenen Pfarre scheint sie erst gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts erhoben worden zu seyn.

Der Ort selbst, welcher bis Ende des 14ten Jahrhunderts das Eigenthum der um jene Zeit erloschenen Herren von Baden gewesen zu seyn scheint, war bis zum Jahre 1480 ein Marktflecken, und wurde erst in diesem Jahre vom Kaiser Friedrich III. zu einer landesfürstlichen Stadt erhoben, und mit einem Wappen beschenkt, in dem sich zwey badende Menschen zeigen.

Die Stadt wurde mit Ringmauern umgeben, und vergrößerte sich durch Zubau. Die Landesfürsten, wie Friedrich, Maximilian besuchten Baden öfters und wohnten in dem Herzoghose, der bis jetzt diesen Nahmen behalten hat. Im Jahre 1529 wurde Baden von den Türken zerstört, die Einwohner entflohen, oder wurden als Sklaven fortgeschleppt. Kaum hatte sich die Stadt, von milden Gaben der Landesfürsten unterstützt, wieder erhohlet, als im Jahre 1683 die Muselmänner wieder vor derselben erschienen, und sie zur Uebergabe aufforderten. Die Einwohner glaubten den Bedingungen der Türken, ergaben sich, wurden aber alle ermordet oder in die Sklaverey geschleppt.

Im Jahre 1686 war die Stadt wieder bewohnt, und der Ruf der Heilbäder brachte sie in Aufnahme. Im Jahre 1688 war die Erzherzoginn Maria Antonia, im Jahre 1697 Kaiser Leopold I. mit seiner erlauchten Gemahlinn und dem Churfürsten Friedrich August von Sachsen, im Jahr 1699 Kaiser Joseph I. in Baden, um die Heilquellen zu gebrauchen. Im Jahre 1714 zerstörte eine Feuersbrunst einen Theil der Stadt. Seit dieser Zeit nahm sie an Verschönerung und Wohlstand bis zum Jahre 1812 zu, wo am 26. Julius 137 Häuser in zwey Stunden ein Raub der Flammen wurden. Durch die beispiellose Theilnahme und Wohlthätigkeit aller Stände im Kaiserstaate wurde der Schaden bald wieder gut gemacht, und die Häuser stiegen im neuen Glanze aus der Asche, und ein Jahr darauf stand Baden schöner als je da, so daß der Stadt kein anderer Badeort den Vorzug mehr streitig machen kann. Der Besuch ist sehr stark, und steigt in manchem Jahre auf 2500 Badegäste, ihre Familien und Diener nicht mitgerechnet.

Die Heilkraft der Bäder hat nun von jeher eine große Zahl Menschen, selbst aus den entferntesten Gegenden hierher gezogen. Der Gebrauch der Bäder ist nützlich bey allen Hautkrankheiten, bey Sicht und Rheumatismen, bey Skropheln, Bleichsucht, Würmern, Hämorrhoiden, Nieren- und Blasensteinen, Anschoppungen und Verhärtungen der Leber, Milz, Magendrüse, Hypochondrie, Nervenschwäche, Steifheit der Gelenke bey vernarbten Wunden. Innerlich gebraucht verbessert das Badner-Schwefelwasser die Verrichtungen des Magens und der Gedärme, der Leber, Milz und des Pfortader-Systems u. s. w.

Von Jahr zu Jahr wurde die Stadt verschönert. Prachtige Palläste und herrliche Gebäude zur Aufnahme der Fremden trifft man da an.

Der Park.

Der niedliche Theresien-Park außer der Stadt, ist ein herrlicher Versammlungsort der Badegäste und Einwohner. Im Hintergrunde am Fuße des Kalvarien-Berges wo die Lang'schen und Alexandrowitsch'schen Anlagen sich erheben, ist er mit dem Tempel des Aeskulap geziert, von dem man eine herrliche Aussicht durch die Haupt-Allee, und eine dahin führende Straße bis fast mitten in die Stadt hat. Eine Gesellschaft edler Badegäste ließ ihn durch eine Subskription im Jahre 1798 durch den berühmten Hof-Architekten Montoyer errichten, durch welchen auch im Jahr 1800 der im Parke sich befindliche orientalische Saal, Kiosk genannt, gebauet wurde. Zwey und siebenzig roth bemahlte Säulen bilden ein offenes Gebäude im orientalischen Geschmacke, das bloß von oben bedeckt ist, und deren Gänge gegen die brennenden Sonnenstrahlen und gegen Regen Zuflucht gewähren. Zwischen den Säulen sind Bänke zum Sitzen angebracht, und im Mittelpunkte des Kiosk, gerade unter der niedlichen Kuppel, durch die eine sanfte Beleuchtung hineinbricht, ist eine Kredenz aufgeschlagen, wo man allerley Erfrischungen und mineralische Wässer zum vorgeschriebenen Gebrauche haben kann. Ueber den vier Eingängen stehen in türkischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache: Von einer Gesellschaft dem Publikum gewidmet. Ein Verein adeliger Badegäste hat die Kosten zum Baue dieser Halle, 7806 fl. 30 kr. zusammen getragen, und der damahls anwesende türkische Gesandte hat den Plan dazu angegeben. Des Mittags, und Abends bey einer angenehmen Beleuchtung, werden die Badegäste durch eine wohlklingende Musik unterhalten. Der Park ist in den Mittagsstunden am zahlreichsten besucht, wo alles in den Alleen auf und nieder woget.

Der Nahe Theresien-Park selbst muß die Lustwandelnden an zwey erlauchte Kaiserinnen erinnern, welche Baden sehr begünstigten. Maria Theresia, Großmutter unsers jetzigen verehrtesten Monarchen, war die Stifterinn des Gebäudes des Theresien-Bades, und legte in der Nähe desselben durch Anpflanzungen einiger Bäume und Lauben den Grund zu diesem anmuthigen Schattenplatze, der ehemahls der Herzogsweingarten war. Späterhin (1792) wurde diese Anlage von ihrer würdigen Enkelinn, unserer verstorbenen Kaiserinn Maria Theresia, zu einem wirklichen Lustgehölze umgeschaffen und vergrößert. Die gute Landesmutter selbst sah es noch viele Jahre wachsen und gedeihen, und konnte sich im Schatten ihrer Schöpfung laben.

Aussicht auf dem Kalvarien-Berge.

Dicht hinter dem Tempel des Aeskulap eröffnet sich eine herrliche Anlage, die man aus Dank gegen ihren Begründer und Eigenthümer die Freyherrlich-Langische nennt. Der Kalvarien-Berg ist beynabe die einzige Stelle in den Umgebungen Badens, welche aus kahltem Kalk- und Steinboden bestand. Auf diesem Bergabhange hat die Kunst einen herrlichen englischen Garten angelegt. Nach allen Richtungen durchkreuzen sich die mit schönem Laubwerke eingefasteten schlangenförmigen Gänge; da enden sie sich in einen anmuthigen Rasenplatz, dort führen sie auf eine kühn hingeworfene Brücke über eine Tiefe, da ladet eine Steinhöhle in ihre schattige Kühle ein, dort findet man ein Ruheplätzchen vor einem holländischen oder chinesischen Pavillon, und unterhält sich mit Betrachtung seines seltsamen eigenthümlichen Baues. Unter diesen Abwechslungen hat man sich der Spitze des Berges genähert, ehe man noch der Mühe des Ersteigens gewahr worden ist.

Hier überblickt man die Stadt Baden, welche durch die Eleganz der neueren Bauart, durch ihre romantische, mitten zwischen Hügeln hingedehnte Lage ungemein anzieht. Da erhebt sich majestätisch die aus Quader-Steinen erbaute Pfarrkirche zum heiligen Stephan. Sie muß durch die türkischen Verwüstungen sehr gelitten haben, indem ihr Thurm erst im Jahre 1697 wieder errichtet wurde. Neben ihr, dem Park zu, stand das alte landesfürstliche Schloß Haag, das schon im Jahre 1466 als ein Schlupf-ort der Räuber, die unter der Regierung Friedrich III. Oesterreich verheerten, zerstört wurde. Noch heißt der Platz, wo es stand, auf der Burg. Ein großes Gebäude, die Redoute, macht gegen den Park zu eine schöne Fronte.

Weiter hin überblickt man die Niederungen des Badner = Pfaffstätter und Anninger = Berges, welche zum Theile vom Herzog Karl von Lothringen vor mehr als hundert Jahren mit Burgunder-Reben bepflanzt, wurden, und nun herrlichen Wein tragen. Den Schluß macht die Eichkugel (Eichkogel), die sich gegen Neudorf, dem Landgute des Erzbischof von Wien, das schon im Jahre 1120 bekannt war, und gegen den landesfürstlichen Markt Gumpoldskirchen hinabdehnt, und in deren Innerem die Anwohner bey Gewittern Wasser drausen hören, welches einen großen Wasserbehälter im Berge vermuthen läßt.

An diesen Niederungen liegt zuerst Pfaffstätten, dessen rother Wein dem Burgunder ähnlich ist; weiter hin der 900 Jahre alte landesfürstliche Markt Gumpoldskirchen, dessen schäumender Wein dem Champagner ähnelt; in einer mäßigen Entfernung sieht man endlich das kleine, ganz mit Mauern umfangene Thale rn, bekannt wegen seiner großen Weinpresse. Es gehört schon seit 1142 dem Stifte Heiligenkreuz, und dieses hat mit dem Stifte Melk ringsherum den Zehend

von den Weinbergen. Einsam endlich steht oben auf der Eichkugel der Schuberts Hof.

In Pfaffstätten, Traiskirchen und Tribuswinkel bereitet man öfters einen vortrefflichen Oesterreicher-Ausbruchwein. Man läßt nämlich in guten Weinjahren die Trauben bis Ostern auf dem Dachboden hangen, wodurch sie ihre wässerigen Theile verlieren. Dann werden sie gepreßt, und geben dann zwar kaum den zehnten Theil, aber einen vortrefflichen Ausbruch.

Südbüchlich und mehr gegen den Mittelpunkt der Aussicht zieht sich das stark bewohnte Ufer des Badner Mühlbaches hin. Da liegen zuerst die Dörfer Breiten und Rohr, Baden gegenüber, am rechten Ufer des Baches; sie scheinen Vorstädte von Baden zu seyn. Dann folgt Leesdorf, dessen schönes, mit einem Leiche umgebenes Schloß, von einem viereckigen stumpfen Thurme beschattet, schon im 13ten Jahrhunderte einem edlen Geschlechte seinen Namen gab, darauf an verschiedene Besitzer, endlich im Jahre 1617 durch Kauf an das Stift Melk als Eigenthum kam. In dem Schloßgarten trifft man alle Gattungen Früchte bis zu einem hohen Grade an Geschmack und Schönheit veredelt an.

Dieser im In- und Auslande merkwürdige Obstgarten, mit seiner reichen Baumschule, der von S. Majestäten dem Kaiser und der Kaiserinn und Höchstderselben erlauchten Familie auch von den Erzherzogen k. k. H. oft besucht wurde, ist die Schöpfung meines im September 1826 verstorbenen Freundes Rupert Helm, der unter die ersten Pomologen gezählt wurde, und bis ins hohe Greisenalter nützlich und thätig für die Aufnahme der Oekonomie wirkte.

Unter Leesdorf liegt Tribuswinkel, schon im J. 1136 bekannt, wo die Landwirthschaft mit wissenschaftlichem Fleiße getrieben wird. Unter diesem Orte sieht man

Traiskirchen, mit einem Fabriksgebäude, welches deutlich in die Augen fällt. Hinter **Traiskirchen** liegt **Möls** **Lersdorf** mit einem großen Gebäude, welches der ehemalige Sommerpallast des Herzogs **Karl von Lothringen** war, dem **Wien** seine Befreyung von den Türken im Jahre 1683, und die benachbarten Berge ihre **Burgunder-Neben** verdanken.

In der Ferne hin erblickt man die Gartengebäude des kaiserlichen Parks von **Laxenburg**. Die gerade vor den Augen liegende Fläche ist das **Steinfeld**, das einst durch den Durchbruch eines im benachbarten Gebirge befindlichen Sees mit dieser Menge von Kieseln überschwemmt worden zu seyn scheint. Unter der Menge der hier zerstreut liegenden Ortschaften erhebt sich **Schnau** mit seinem herrlichen Garten.

Wie man das Auge rechts auf die Gebirge hinwendet, so liegt **Schnau** gegenüber das **Schloß Kottinbrunn**; näher herwärts das seit dem 14ten Jahrhunderte bekannte **Schloß Böslau** mit seinem schönen Garten, einem beträchtlichen Meierhofe und einer ergiebigen **Badequelle**; hier liegen **Soos**, und der bekannte **Kahlenberg** stehen gleich neben an seine waldigen Rücken, auf dem sich die Ruinen von **Rauheneck** erheben. Ihm gegenüber liegt der **Mitterberg**, und beyde bilden das herrliche Thal **Sankt-Helena**. Ueberhaupt hat **Baden** die reizendsten Umgebungen, durch welche die Fremden eben so, wie durch die Heilquellen hingezogen werden.

Wohlthätigkeitsanstalten.

Steigt man wieder in die Stadt hinab, so erfreut sich der Menschenfreund über die wohlthätigen Anstalten, die auch den Aermsten an den heilsamen Bädern Theil nehmen lassen. Der ehemalige sehr alte **Maria-Zel-**

Lev- oder sogenannte Mönchs Hof nimmt arme Kranke unentgeltlich auf. Seine Majestät, unser gütigster Landesvater, hat ihn zu diesem wohlthätigen Zwecke von dem Religionsfonde, dem er nach Auflösung des Stiftes Klein-Maria-Zell heimgesunken war, eingelöst, und er führt jetzt den Namen Wohlthätigkeitshaus. In dasselbe werden arme, Badbedürftige unentgeltlich aufgenommen, und bis zu ihrer Herstellung dort verpflegt. Um die Wohlthat nach der höchsten Absicht unsers gnädigsten Landesvater über mehrere Arme, die in den Heilquellen Badens Hilfe suchen, zu verbreiten, wurde im Jahre 1826 auf Veranstellung Seiner Erzellenz des N. De. Herrn Regierungs-Präsidenten, Augustin Reichmann Freyherrn von Hochkirchen das Wohlthätigkeitshaus durch einen ansehnlichen Bau mit einem Stockwerke so weit vergrößert, daß zu gleicher Zeit bey hundert arme Badbedürftige in demselben Platz finden.

Den Grundstein zu diesem unser Zeitalter ehrenden Baue hat Seine k. k. Hoheit, der Durchlauchtigste Erzherzog Anton Viktor im Namen Sr. k. k. Majestät, unsers allergnädigsten Landesvaters und in Beyseyn Sr. k. k. Hoheit, des durchlauchtigsten Erzherzogs Ludwig, und des k. k. N. De. Herrn Regierungs-Präsidenten am 29. Julius 1826 bey großer Feyerlichkeit gelegt.

Das Bürgerspital ist seit dem Jahre 1800 für die Versorgung verarmter Bürger und Bürgerinnen gestiftet. Die Gesellschaft adeliger Frauen hat erst im Jahre 1812 das Marien-Spital mit gewohnter Einsicht und Mildthätigkeit für Arme errichtet, welche während der Badezeit erkranken. Der Grundstein zu demselben wurde von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Anton, dem die Stadt Baden ungemein viel Schönes und

Mögliches zu verdanken hat, gelegt, und im J. 1813 war der Bau geendet. Drey Betten, jedes mit 6000 fl. sind gestiftet, und über hundert Kranke werden hier jährlich mit ärztlicher Hülfe und allem Nothwendigen versorgt. So suchen gute Menschen die Natur, welche in den Quellen so wohlthätig wirkt, durch gleiche Wohlthätigkeit zu unterstützen.

Die Einwohner Badens.

Die Einwohner B a d e n s erwerben sich von jeher durch ihre gefälligen Sitten und ihren zuvorkommenden Dienst-eifer den Beyfall und das Lob der Fremden. Ihr Umgang mit den gebildetsten Menschen verschiedener Nationen, die sie fast durch zwey Drittheile des Jahres bey sich beherbergen, macht sie geschmeidig und gewandt, die Bedürfnisse des Einzelnen leicht aufzufassen, und den Wünschen ihrer Gäste zuvorkommen.

Die Menge Geldes, welches bey der Anwesenheit so vieler Fremden während der schönen Jahreszeit in B a d e n in Umlauf kommt, hat einen Wohlstand verbreitet, und zugleich Betriebsamkeit und Kunstfleiß in die Gewerbe gebracht. So sind von alten Zeiten her die Badner-Müller, Bäcker und Handschuhmacher in so gutem Rufe, daß ihre Erzeugnisse selbst in der Hauptstadt gesucht werden, und sich als Badner-Mehl, Badner-Brot, Badner-Handschuhe vor andern geltend machen. In den neueren Zeiten zeichnen sich vornämlich der hierortige Messerschmied und Drechsler aus. Nebst diesen hat B a d e n seine eigenen Goldarbeiter, Rinngießer, Gürtler, Gelbgießer, Schlosser und alle übrigen minder bedeutenden Gewerbe aufzuweisen. Die Handlungsgewölbe sind mit Allem ausgestattet, was der hierortige Badeort nur immer fordern kann.

Besonders wenden die Bewohner Badens alle Sorge an, die Fremden bequem zu beherbergen. Die Wohnungen, die sie der Unterkunft ihrer Gäste widmen, haben besonders nach der Feuersbrunst durch den Wiederaufbau an Nettigkeit, Bequemlichkeit und selbst an Sicherheit gegen Feuersgefahr ungemein gewonnen. Die Bedienung in den öffentlichen und Privat-Kostanstalten ist reinlich, zweckmäßig und im Preise nicht überseht. Man ist hier so bequem, daß man die häusliche Gemächlichkeit kaum vermisst.

Ulmähliche Verschönerungen Badens.

Baden war noch nicht vor langer Zeit mit alten Ringmauern und Stadtgräben umgeben, jetzt findet sich von dem nichts mehr. Die Mauern, ja die finstern Thore selbst sind geschleift, die Stadtgräben oder vielmehr faulen Sümpfe sind ausgetrocknet, verschüttet und zu einladenden Spaziergängen umgeschaffen. Eben so erfreulich haben schon vor dem Brande, und gegenwärtig noch mehr die Straßen gewonnen. Waren die Häuser ehemahls unansehnlich, altmodisch, geschmackwidrig, unbequem; die Gassen enge, regellos, unsauber, und mit dem beschwerlichsten, noch oben drein ganz vernachlässigten Pflaster verunstaltet; der Hauptplatz durch die Krämerey und Unordnung des Wochenmarkts entstellt; die Beleuchtung im höchsten Grade ärmlich und schlecht; welch' erfreuliches Gegenbild stellt uns der jetzige Zustand dar? Die Häuser im modernen Style mit einem geschmackvollen Aeußeren; die regelmäßigen Gassen, größten Theils erweitert und geradlinig; der Hauptplatz durch Verlegung des Wochenmarktes in die Vorstadt frey und reinlich; das Straßenpflaster eben und bequem; eine hinlängliche Anzahl wohlangebrachter Laternen erhellt in jeder Gasse der inneren

Stadt, selbst in einem Theile der Vorstädte und im Park die Wege; und Ordnung und Sicherheit sind durch eine Polizeywache sorgfältigst aufrecht erhalten.

Herrliche Palläste und Landhäuser der Großen Wiens zieren die Stadt. Unter diesen zeichnet sich jener Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Anton's, des erhabenen großmüthigen Gönners dieser Stadt, die Palläste Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich, des Grafen Almasy, schon bey dem Eintritte in die Stadt, in der Wienergasse aus. Der Hauptplatz ist durchaus mit herrlichen Gebäuden, auch mit dem Rathhause geziert. Eines der ansehnlichsten auf demselben ist das geschmackvoll eingerichtete und zahlreich besuchte Casino-Gebäude mit seinen zwey sehr großen Sälen, in welchem Bälle gehalten werden. Fünzig Wohnzimmer sind für die Aufnahme der Fremden hier eingerichtet, für welche durch gute Bewirthung in den Speise-Sälen und in dem Kaffee-Hause gesorgt ist. In jeder Gasse gewahrt man schöne neu erbaute Häuser.

Aus dem Schutte eines vormahligen äußerst mittel-mäßigen Theatergebäudes hat sich kurz vor dem Brande der Stadt ein neues geschmackvolles Schauspielhaus erhoben, und ist von der nahen Flammenwuth glücklich gerettet worden. Wie das ganze Gebäude, so zeichnet sich die innere Einrichtung desselben durch Zierlichkeit und Geschmack vor-trefflich aus.

Unterhaltungsörter.

An das Theater schließt sich das schöne Redouten-Gebäude an. Hier findet man einen Traiteur und ein Kaffeehaus; hier kann man Eintritt in eine geschlossene Gesellschaft (Reunion) erhalten, wo man sich mit Spiel und Tanz unterhält; in einem schönen Saale werden Bälle

und Konzerte gehalten, und von allen Seiten ist für das Vergnügen der zahlreichen Badegäste gesorgt. Im Scheiner'schen Kaffeehause versammeln sich die Männer um Zeitungen zu lesen oder durch Billard = Bret = und Kartenspiele sich zu unterhalten. Die Gasthöfe, besonders jener zum goldenen Hirschen, dem goldenen Schwan, dem goldenen Löwen, das Fuchsi'sche Haus und der Sauerhof werden Mittags und Abends häufig besucht. Auch finden Fremde in diesen Gasthöfen eine bequeme Unterkunft.

Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin beglücken fast alle Jahre eine bestimmte Zeit hindurch Baden mit Ihrer Gegenwart, und die Stadt genießt sogar das Glück, Sr. kais. Hoheit den Erzherzog Anton seit einiger Zeit zu seinen Hausbesitzern zu zählen. Bey der Anwesenheit Ihrer Majestäten und ihres zahlreichen Gefolges ist Baden am belebtesten, und an Sonntagen ist der Weg von Wien dahin mit Wagen bedeckt. Von dem herrlichen Theresien = Parke, in welchem nach dem Gebrauche der Mineral = Bäder besonders die Stunden von eils bis ein Uhr Mittags angenehm zugebracht werden, wo sich Bekannte den Morgengruß biethen, wo die neu angekommenen Fremden ihre Freunde suchen, von diesem anmuthigen Unterhaltungsorte, wo alles hinströmt, was Lust hat zu sehen und gesehen zu werden, war schon oben die Rede.

Wandeln wir nun gegen das zauberische Helenen = Thal.

Auf dem Wege in dasselbe stellt sich dem Auge das Schloß

W e i l b u r g.

in aller seiner Pracht und Herrlichkeit dar. Es ist die Sommer = Residenz Seiner kaiserlichen Hoheit des Erz-

herzogs Karl und Seiner durchlauchtigsten Familie. Unser geschätzter Baumeister Kornhäusel hat den Plan zu diesem großartigen Prachtgebäude entworfen und glücklich ausgeführt. Am 16. September 1820 wurde der Grundstein zu demselben gelegt, und im Jahre 1823 war es so glücklich vollendet, daß es von den hohen Herrschaften schon bezogen werden konnte. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden. Es mußte an der linken Seite und rückwärts ein Berg abgegraben, auf der andern Seite das Erdreich drey Klafter hoch angeführt werden.

Die Hauptfronte des Schlosses bildet ein zwey Stockwerke hohes Gebäude. Von dem Mittelgebäude, in welchem des Erzherzogs und seiner erlauchten Gemahlinn k. k. Hoheiten wohnen, laufen links und rechts Seitenflügel aus, hier sind die Wohnungen der erzherzoglichen Familie und der Hof-Kavaliere. An jedem Ende dieser Seitenflügel sind Pavillons, welche durch Höfe, in Form eines Halbzirkels verbunden sind. Die vier Pavillons sind von der Dienerschaft bewohnt, und haben im Erdgeschoße ihre Küchen und Gemächer. In den halbrunden Höfen befinden sich die Ställe für 51 Pferde.

Betrachtet man das Schloß rückwärts, gegen den Berg Lindkogel, so erscheint es um ein Stockwerk niedriger. Hier ist auch die Zufahrt zu dem Schlosse, und man gelangt in den 372 Schuh langen und 113 Schuh breiten Hof, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet. Das Wasser wird in eisernen Röhren 1400 Klafter weit aus dem Kaltenberge dahin geleitet. Die innere Einrichtung des Schlosses überbiethet alles an Pracht, Glanz und Bequemlichkeit. Die Dächer sind von Kupfer und mit Blitzableitern versehen; und durch große Wasserbehälter auf dem Dachboden, in welche sich das Wasser von den Wasserleitungen ergießt, ist für jede Feuerge-

fahr gesorgt. Eine herrliche auf Kosten des Erzherzogs erbaute Straße, welche bey der Nacht beleuchtet wird, führt von der Stadt nach dem Schlosse, und von da in das

Helenen = Thal,

in dessen Hintergrunde ein majestätisches Felsenthor dasselbe von den tiefern Waldschluchten scheidet. Durch dieses Thor dringt das Flüsschen Schwachat herein, über welche die schöne Antons-Brücke, führt. Diese niedliche Bohlenbrücke ließ Sr. kaiserl. Hoheit, Erzherzog Anton im Jahre 1813 durch den Baumeister Egger errichten. Das Flüsschen sammelt ihre rauschenden Wellen in einem klaren Bassin-Spiegel, den dichte Gebüsche umschatten. Dieser Platz führt mit Recht den Nahmen der Klause, denn hier sammeln sich die einsamen Waller, die sich den lärmenden Unterhaltungen in dem bevölkerten Baden auf einige Stunden entziehen, um auszuruhen in friedlicher Betrachtung der herrlichen Natur. Vorwärts von dieser Klause dehnen sich die Felsenwände in mahlerischen Gruppen weiter auseinander, der Thalweg gewinnt breiteren Raum, die Schwachat wälzt sich im geräumigeren Bette, von der Sonne beschienen. Von jenen Felsen schauen in den Ruinen der Schlösser Rauchenstein, Scharfeneck und Raucheneck Denkmahle einer langen aber düstern Vergangenheit herab, in welcher der himmlische Friede dieses Thales durch blutige Ritterfehden, durch Raub und Mord gestört wurde.

Jetzt ist der Druck der Zeiten vergessen, und der Anblick dieser Ruinen erregt um so mehr, wenn man das Thal zwischen ihnen, was oft von Menschenblut rauchte, mit dem bunten Gemische fröhlicher Menschen gefüllt sieht, die zu Fuß, zu Pferd, in Wagen uns umgeben; wenn

statt des Waffengeklirrs lieblicher Gesang und die Töne musikalischer Instrumente unser Ohr entzücken; wenn wir diese, einst so scharf von einander gesonderten, so streng gegen einander bewachten Burgen durch die Hand der Kunst in die schönsten Spaziergänge verwandelt sehen.

Auch hier haben wieder die Reichen Oesterreichs mit der ihnen eigenen Liberalität ihr Scherflein beygetragen, um das Vergnügen Anderer zu vermehren. Alle diese Anlagen sind für Jedermanns Genuß gemacht, und würden sie nicht nach dem Nahmen der Edeln genannt, welche die Kosten der Anlage dem Publikum zum Opfer brachten, so wüßte man gar nicht, wem man den stillen Dank dafür zollen sollte.

Auf der sogenannten Hauswiese, welche mit den schönsten Baumgruppen umgeben, und durch die hohe Liberalität des Erzherzogs Anton mit zahlreichen Blumen und Gesträuchen geziert ist, versammelt sich die schöne Welt am Abende. Ein im Jahre 1821 von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Anton erbauter Kiosk schützet vor Regen.

Die gräflich Alexandrowitsche Partie leitet zu der Weste Raubenstein empor; mit ihr steht die von Schönfeld'sche und gräflich Zichy'sche Anlage in passender Verbindung.

Ihre k. k. Hoheiten die Erzherzoge Anton und Rudolph unterstützten auf das huldvollste alle neuen Anlagen, und wirkten großmüthig zu den Verschönerungen dieses Thales mit. Unter reizenden Abwechslungen von Ruhe- und Aussichtspunkten schlängelt sich, auf Veranstaltung des Grafen Franz Palfy, durch den waldigen Berg-
abhäng ein bequemer Weg zu den Ueberbleibseln der alten Weste Scharfeneck und zum höchsten jener Ruinen, dem alten Schlosse Raubeneck. Hinter demselben führt

ein von dem Grafen P a l f y angelegter Weg zu der Rönigshöhle, und von dieser Grotte in den Waldgraben, und in das H e l e n e n - T h a l. Zuletzt darf auch die Jägerische Promenade nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche gleich am Eingange des Thals den Weg zu einer artigen Einstedeley bahnet.

An einem so bevölkerten Sammelplatze der fröhlichen Welt, wie dieses H e l e n e n - T h a l ist, ist auch für Labung nach dem langen Spaziergange gesorgt. Man trifft außer einem gut eingerichteten Kaffehause, wo man sich mit Milch, Brot, Obst, Backwerk, Kaffeh und erfrischenden Getränken bedienen lassen kann; selbst eine eigends eingerichtete Traiteur-Anstalt an, in welcher die Gesellschaft unter den schattigen Baumgruppen eines Gartens zu Mittags um festgesetzte Preise speisen kann, und zu jeder Stunde mit Speisen und schicklichen Getränken bewirthet wird. Von dem H e l e n e n - T h a l e selbst führen gut erhaltene Wege zu dem Wasserfalle und auf die Heiligenkreuzer-Wiese, wo eine Grotte zur Ruhe einladet. Verfolgt man den Fußweg durch dieses romantische Thal weiter, so gelangt man zu den K r a i n e r h ü t t e n, zu den zerstreut liegenden Wohnungen einiger Holzhauer, deren erste Bewohner aus Krain gekommen waren. Ruhebänke unter reich mit Früchten beladenen Obstbäumen laden den müden Wanderer ein, und für ländliche Bewirthung ist auch hier gesorgt.

Der Weg nach Heiligenkreuz.

Von dem herrlichen H e l e n e n - T h a l e wird eben jetzt durch die wohlwollenden Bemühungen des N. O. Regierungsrathes und Kreishauptmanns im N. U. W. W. Freyherrn v. Waldstätten und unter Leitung dieses k. k. Kreisamtes ein bequemer Fahrweg nach dem in ro-

mantischer Gegend gelegenen Stifte Heiligenkreuz gebahnet. Der mächtige Felsen an der Antonibrücke, der Urthelstein und ein anderer, der Burgstall, der Krainerhütte gegenüber, machten bisher durch ihre steilen Abdachungen den Weg unbequem, oft auch gefährlich. Jetzt wird der Weg so gebahnt, daß er eben fortläuft, der Urthelstein ist durchgearbeitet, der Burgstall wird umgangen. Wie das Thor in Salzburg ist der Urthelstein schon jetzt in einer Strecke von 32 Klaftern durchgebrochen, und bildet ein Felsengewölbe, durch welches die Straße führt. Von hier läuft sie am linken Ufer des Baches in der Ebene fort, und zieht sich an der Berglehne des Burgstalls im Thale bis nach Heiligenkreuz fort. Durch diese bequeme Verbindungsstraße kann man in dem Zeitraum von kaum mehr als einer Stunde vom Helenen-Thale nach Heiligenkreuz kommen, den Rückweg durch die einer Schweizergegend ähnliche Brühl nach Mödling und von da nach Baden nehmen, wo man in einem Nachmittage die schönsten Gegenden in der Umgebung der Hauptstadt durchwandert hat.

Diese neue Straße ist durch freiwillig unterzeichnete Beyträge zu Stande gekommen, und liefert einen neuen Beweis von dem Gemeinfinne bey allen Ständen im österreichischen Kaiserstaate, wenn etwas Nützliches unternommen und ausgeführt werden soll.

Garten in Gutenbrunn.

So wie in dem Innern der Stadt Baden und in ihrem eigenthümlichen Gebiete jedes Jahr der neueren Zeit Verschönerungen an Verschönerungen gereiht hat, um den Badegästen den Aufenthalt ganz bequem und angenehm zu machen, so sind die Besitzer der nächsten Ort-

schaften gleichsam in den schönen Bund getreten, um das Ihrige zur Vervollkommnung von Badens Umgebungen und zur Annehmlichkeit des dortigen Aufenthaltes beizutragen. So steht an dem nächstgelegenen Gutenbrunn der Garten Jedermann offen. Nicht leicht kann man sich einen höheren Genuß denken. Während das Ohr mit dem harmonischen Gesange der Vögel ergezt wird, athmet man die Luft ein, die von den Wohlgerüchen der mannigfaltigen Blumen gewürzt wird, und das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der weisen Verwendung des Gartenraumes. Kein Fleckchen liegt unbenutzt; zwischen den Reihen zahlreicher Obstbäume stehen im üppigen Wuchse alle Arten von Gemüse.

Die Schwachat bewässert den Garten in zwey Armen und im Hintergrunde erblickt man das artige, in neuern Zeiten entstandene Wohngebäude mit einer öffentlichen Kapelle, einer kleinen Orangerie, und einem Bade mit eigener Quelle.

Garten in Weikersdorf.

Eine lange Linden-Allee führt nach dem Freyherrlich Doblhoffschcn Schloßgarten in Weikersdorf. Im Meierhose des Schlosses, das seit beyläufig zweyhundert Jahren der neue Wohnsitz der Herrschaft Näuhenstein statt des Bergschlosses, ist, wird man mit Kaffeh und köstlicher Milch bedient; im Freyen des Hofes sitzen die Gesellschaften an Tischen vertheilt, oder drängen sich, wenn ein gäher Regenguß kommt, in das enge, ländliche Zimmer des Meiers zusammen.

Der Garten selbst wird durch seine Größe, durch das Gemisch der mannigfaltigsten Bäume und durch die Vermengung ungekünstelter Schattengänge mit steifen Alleen, Zwerg-Obstbäumen und freyen Terrassen anziehend.

Gleich bey dem Eingange links zeigt sich eine herrliche Blumenflur. Der Garten selbst hat lange und schattige Laubgänge und ist mit Vasen und Bildsäulen geziert. Die Gegend um den herrlichen fischreichen Teich gewährt eine lebensvolle Aussicht auf die benachbarten Berge, deren Nebenhügel und Schattenhaine mit dem Garten selbst nur ein ununterbrochen fortlaufendes Ganzes zu bilden scheinen.

Badens entferntere Umgebungen.

In dem edlen Sinne, das Vergnügen der Badegäste zu erhöhen, ließ der verstorbene Graf Moriz von Fries auf eigene Kosten eine bequeme Straße nach seinem schönen Schlosse Böslau bauen, und erleichterte ihnen dadurch den Besuch und Genuß des dortigen ungemein reizenden Schloßgartens. Hier ist seit 1822 eine Badeanstalt errichtet. Das Badehaus ist niedlich, reinlich und bequem, und freundliche Anlagen umgeben dasselbe. Die Gräfinn Dietrichstein (gestorben 1826) legte in Merkenstein einen lieblichen Park mit seltsamen Gruppen und einem hübschen Landhause an, welche beyde den Badegästen offen stehen. Eine mit Obstbäumen bepflanzte Allee führt bergan zu den Ruinen des alten Schlosses und in den herrlichen Park. Baron Braun schuf in unglaublich kurzer Zeit in Schönau einen Garten, dessen bewunderungswürdige Anlagen, Gebäude, Tempel, Brücken, Wasserfälle u. dgl. wohl in der Monarchie ihres Gleichen suchten. Vieles ist davon zu Grunde gegangen; doch ist der Garten noch immer sehenswerth. Die Herrschaft Leesdorf vervollkommnete ihre Schloßgärten für die Unterhaltung wie für die ökonomische Nützbarkeit. Eine besondere Verschönerung erhielt der

Ort durch den mit der von Pachner'schen Papier-Fabrik verbundenen Garten.

Kottlingbrunn, zwischen Böslau und Schönau gelegen, hat einen herrlichen Schloßgarten, den der jetzige Besitzer Herr von Boor mit vielem Geschmacke jährlich verschönert.

Ein weiterer Ausflug in den herrlichen Park Sr. Durchlaucht des Fürsten von Trautmannsdorf, nach Ober-Waltersdorf wird von den Freunden der schönen Natur nie versäumt. Von Schönau nur durch den Kanal getrennt, liegt der herrliche Garten Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Kronprinzen zu Dornau, der von der Triesting umschlungen und durchschnitten, die herrlichste Blumenflur, schattige Laubgänge, lachende Grasplätze, einen Teich mit Schwanen besetzt und andere herrliche Partien mit weit umfassenden Aussichten dem Auge darbietet. Die innere Einrichtung des Schlosses ist von aller Gattung inländischen Holzes sehr niedlich. Die Meierey hat das edelste Horn- und Schafvieh. Alles zeigt von dem guten Geschmacke und der Liberalität des erhabenen Prinzen. Mit Rührung danke ich Höchstdemselben für den vielseitigen Genuß in diesem herrlichen, wenn auch nicht zahlreich besuchten Parke, wo ich in der von meinen Berufsarbeiten mir frey gegebenen Zeit täglich einsam oder an der Seite meines Schulfreundes Eduard Witzig, Pfarrers in Leobersdorf wandle, Vieles für die Jugend gedacht und niedergeschrieben habe, und den ich nie ohne gesteigerte Lebens- und Geisteskraft verließ.

So ist Baden von Naturgegenden, Anlagen, Schloßern und Gärten umgeben, die eigends dazu geschaffen zu seyn scheinen, das Vergnügen der Fremden, die diesen Kurort besuchen, zu erhöhen.

Badens Verbindung mit Wien.

Was hat Baden endlich für einen Vorzug vor allen Kur-Ortern in der Monarchie durch die Nähe der Kaiserstadt? Die Verbindung dieser Residenz ist durch tägliche und stündliche Reisegelegenheiten, in denen man einzelne Plätze sehr wohlfeil dinge kann, sorgfältig unterhalten. Außer einer viersitzigen bedeckten Postkutsche, welche in den gewöhnlichen Monathen der Bade-Kur täglich einmahl von Baden nach Wien und wieder zurück geht, finden sich in den Gasthöfen Miethkutschen, welche für jede Stunde des Tages bedungen werden können. Eine regelmäßige Zeit täglicher Abfahrt, gleich der Postkutsche, beobachten die so genannten Stellfuhren, die an bestimmten Orten, zu Wien und zu Baden, ihre Plätze vertheilen, und auch die geräumigen Gesellschaftswagen. Mehrere so genannte Zeisfelwagen, deren jeder 12 Personen faßt, fahren Morgens und Nachmittags zu bestimmten Stunden von Wien und Baden ab. Die Badner Fiaker sind in den Sommermonathen in beständigem Verkehre mit der Hauptstadt. Vor der Linie Wiens stehen immer mehrere Wagen bereit, die, wie ein Wagen besetzt ist, zu jeder Stunde nach Baden abfahren. Diese Reise wird auf einer schön geebneten Straße in drey Stunden bequem zurück gelegt, und eignet sich zu den angenehmsten Lustpartien, die sich in Wiens Umgebungen machen lassen.

Sonderbare Belohnung.

In Konstantinopel gerieth das Haus eines griechischen Dolmetschers in Brand. Mit Hilfe eines Janitscharen rettete er den größten Theil seiner Schätze und seiner Habe. Ein Kind in der Wiege aber wurde vergessen; man konnte nicht mehr hineingehen, denn alles stand in Flammen. Der unglückliche Vater hielt es schon für verloren, und jammerte. Da forderte er seinen treuen und gut abgerichteten großen Haushund durch ein öfteres Apporte auf, sich zur Rettung des Kindes in das Haus zu wagen. Der Hund gehorchte, mit Blitzesschnelle stürzte er sich in das Haus, und brachte das Kind, an den Windeln im Rachen haltend, zu den Füßen seines Herrn.

Würde man wohl errathen, welche Belohnung diesem großmüthigen Thiere zu Theil ward? Der Dolmetscher tödtete es mit eigener Hand, und verzehrte es mit seiner Familie bey einem großen Gastmahle, das er ihm zu Ehren gab, indem er sagte: „Der Hund ist zu edel, als daß er einst eine Speise der Würmer werde; er soll sich mit dem Blute der Menschen vermischen, die dadurch großmüthiger, gefühlvoller und dienstfertiger werden müssen?“

Billigen meine jungen Leser diese That des Dolmetschers? Was würden Sie an meiner Stelle gethan haben? Wie hätte er den Hund auf eine ihm angenehmere Weise belohnen können? Was that der Reisende, dem der Hund seines Führers auf einem Bergabhange das Leben gerettet hatte?

An meine Mutter.

Dies Herz, verschmäh es nicht!
Kennt, Mutter, seine Pflicht.
Nimm von deinem Sohne
Für deine Müh zum Lohne
Diesen Wunsch.

Es tönt im bangen Ton
Dir heißer Dank zum Lohn,
Dir Guten! die mir Kinde
So willig und geschwinde
Immer halfst.

O könnt' ich Mutter doch
In meinem Leben noch
Dich dankbar je beglücken,
O Himmel, wach Entzücken
Wär es mir!

Für All, was ich genosß
O Mutter, kann ich bloß,
Gebrochne Wünsche sagen.
Die Schulden abzutragen
Kann kein Kind.

Du trugst es einst dies Herz,
Das dankbar himmelwärts
Für dich sich oft erhoben.
Gib ihm die Zeit — und Proben
Gibt es dir.

(Brandler.)

B a u m ö h l.

Unser gewöhnliches Tafelöhl liefert uns der Oehlbaum. Er wächst nur in warmen Ländern, wie in Italien und im südlichen Frankreich. Bey uns hält dieser Baum nur in Gewächshäusern den Winter aus, und bringt selten Früchte. Er hat mit dem Kornel-Kirschbaume die meiste Aehnlichkeit, nur sind seine Blätter immer grün, und die von dem gemeinen Oehlbaume den Weidenblättern ähnlich. Sein Holz ist vortreflich und die Wurzel marmorartig gemasert.

Der Baum hat weiße Blüthen, welche in kleinen Büscheln hervorkommen. Aus diesen Blüthen erwächst eine längliche, grüne oder schwarzgrüne Frucht, inwendig mit einem Kerne, welche Olive heißt, und bey völliger Reife die Größe eines Tauben-Eyes erreicht. Die Oliven haben einen bittern, widerlichen Geschmack, und können roh nicht genossen werden; man macht sie aber wie Kapern ein, und speiset sie als Salat. Doch werden dazu nur die unreifen, abgefallenen und die großen fleischigen genommen; aus den kleinern hingegen preßt man das bekannte Baumöhl, welches in den Ländern, wo der Oehlbaum zu Hause ist, wegen des lieblichen Geschmacks statt der Butter gebraucht wird.

Bereitung des Oehles.

Die Oliven werden zuerst zerquetscht, und dann in einer Presse gepreßt. Die Güte des Oehles hängt von der Beschaffenheit und Behandlung der Früchte ab. Das beste wird aus noch nicht völlig reifen Oliven gezogen, und heißt Sommeröhl. Reifere Früchte geben zwar ein fetteres Oehl, welches aber nicht den angenehmsten Ge-

schmack hat. Das Oehl, welches bey dem ersten gelinden Drucke der Presse herausfließt, ist das schönste und theuerste. Es sieht weiß aus, schmeckt sehr süß, und heißt Jungfernöhl. Das, was bey dem zweyten Pressen gewonnen wird, ist auch noch gutes Oehl; das schlechteste ist aber das zuletzt gepresste, so wie jenes von ganz unreifen Früchten. Wenn der auf der Presse zurück gebliebene Teig zuletzt kein Oehl mehr geben will, so begießt man ihn mit kochendem Wasser, rühret ihn um, und bringt ihn vom neuen unter die Presse. Das Oehl, welches nun von der Presse herabfließt, ist mit Wasser vermischt; aber wenn es einige Zeit gestanden hat, so sondert es sich von dem Wasser ab, und sammelt sich auf der Oberfläche desselben, von welcher man es abnimmt. Dieses ist das schlechteste Oehl, und wird nur zum Brennen, und in Seiden-Manufakturen verwendet.

Das frisch gepresste Baumöhl wird anfänglich in den Gefäßen, in welchen es aufbewahrt wird, fleißig umgerührt, wodurch es sich besser abklärt, und dann in kühle Keller gebracht, weil es sonst leicht ranzig und übel-schmeckend wird. Deswegen pflegt man auch etwas Salz hinzu zu geben, welches alles Unlautere mit zu Boden nimmt. Außerdem mischt man das Oehl auch, um es vor dem Ranzigwerden zu sichern, in einem großen Gefäße zur Hälfte mit warmen Wasser zusammen rühret diese Mischung stark um, und läßt sie 48 Stunden ruhig stehen. Wenn dann das Oehl sich auf der Oberfläche gesammelt hat, so zapft man durch ein Loch im Boden des Gefäßes, welches vorher mit einem Spunt vermachet war, das Wasser ab, mit welchem zugleich der überflüssige Schleim fortgeführt wird, welcher das Oehl ranzig macht.

Bey uns hält man das Provencer-Oehl, welches aus dem südlichen Frankreich kommt, für das beste und

feinste. Es ist von gelblicher Farbe und feinem Geschmacke; aber selten erhält man es rein: denn in und außer Frankreich wird es mit Buchecker = Mohnsamem = und Sonnenblumen = Dehl vermischt. Diese Vermischung entdeckt man jedoch sehr leicht an den Luftblasen, welche sich bey dem Schütteln der Flasche zeigen, in der sich das Dehl befindet, welches das reine Oliven = Dehl nicht hervorbringt.

Das Gardseer = Dehl ist auch berühmt, welches in der Gegend des Lago di Garda (Garda = Sees) im Königreiche Lombardien gewonnen wird. Im Genuesischen, besonders in der Gegend von St. Nemo, wird ein schönes, strohgelbes Dehl gepreßt. Korsu und Zante liefern auch viel feines Dehl, welches einen piquanten Geschmack daher hat, daß die Oliven vor dem Auspressen eingesalzen werden.

Der Verbrauch

des Baumöhl's ist allgemein verbreitet, und es wird aus den südlichen Ländern sehr häufig nach den nördlichen verführt. Um es lange gut zu erhalten, muß man es in gläserne Flaschen mit langen Hälften füllen und an kühlen Orten aufbewahren. Wie das gute Baumöhl in der Küche und Haushaltung nützlich verwendet wird, so ist es auch in der Arzneykunde von Wichtigkeit. Es hüllt, wenn man es einnimmt, die scharfen Reize im menschlichen Körper, macht die Fasern und Gefäße geschmeidig, es gibt den angegriffenen Gedärmen einen schützenden Ueberzug, lindert den Husten und die Steinschmerzen. Besonders aber hat es die schätzbare Eigenschaft, wenn jemand ägendes Gift verschluckt hat, dasselbe im Körper unwirksam zu machen.

Heinrich der Große.

Der König Heinrich kroch auf allen Vieren
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
In einem Saal herum. Schnell öffnen sich die Thüren:
Der Abgesandte von Madrit
Trat ins Gemach, und sah ihn galoppiren.
„Herr, sind Sie Vater?“ rief der Held mit heiterm
Muth,
Und lag noch immer auf den Händen.
„Ja, Sir,“ versetzt der Don. „Gut,“ sagte Heinrich,
„Gut,
So kann ich meinen Zug vollenden.“

Im Kreise seiner Kinder kindlich seyn,
Wird auch den König Vater stets erfreu'n.

Herzhaftigkeit einiger Frauen in Ungarn.

1.

Die heldenmüthige Frau in Sigeth.

Der heldenmüthige Graf Briny vertheidigte im Jahre 1566 mit 2500 Mann die Festung Sigeth in Ungarn gegen ein Heer von 160,000 Muselmännern, welches der türkische Kaiser Suleymann selbst anführte. Die

Festung wurde immer enger eingeschlossen, aber die tapfere Besatzung ließ den Muth nicht sinken. Um den Feinden Achtung gegen ihre Tapferkeit einzusößen, beschloß der oberste Befehlshaber mit der kleinen Besatzung gegen das ungeheure Heer der Türken einen Ausfall zu wagen. Er machte der Mannschaft dieses sein Vorhaben bekannt, munterte sie zur Tapferkeit auf, und verhehlte ihr gar nicht, daß dieses Unternehmen zwar verwegen zu seyn scheine; aber die Nothwendigkeit der Umstände sowohl, als auch die Treue gegen den Landesfürsten und das Vaterland von ihnen fordere, daß sie in ihrer verzweifelten Lage das Aeußerste thäten.

Jeder Soldat wurde durch diese Ermunterung zum Muth und zur Tapferkeit noch mehr angefeuert, und jeder schwur, daß er lieber Leben und Blut im Kampfe lassen, als wie ein Feiger weichen wollte. Unter den Soldaten ging einer in seiner wilden Wuth so weit, daß er den unmenschlichen Entschluß faßte, seine Gattinn, welche aus einem adeligen Geschlechte abstammte, jung, schön und liebenswürdig war, lieber mit eigener Hand zu tödten, als daß sie, wenn die Festung und mit ihr der Gatte fallen sollte, in die Hände der grausamen Barbaren gerathen möchte.

Die Frau merkte den widernatürlichen Entschluß des Mannes, und suchte ihn durch allerley vernünftige und liebevolle Vorstellungen auf andere Gedanken zu bringen. Unter andern sagte sie, daß ihr zwar der Gedanke, den barbarischen Türken in die Hände zu fallen, schrecklicher als jede Todesart sey; aber daß ihr der Tod durch die Hände des Gatten in diesem Augenblicke um so schmerzlicher fallen müßte, weil sie ihm als dessen treue Gattinn nicht in der letzten Todesgefahr folgen könnte, wo sie so gern den Tod fürs Vaterland stürbe, und also früher

mit Gewalt von ihm getrennt würde. — „Ich weiß,“ fuhr sie fort, „daß ich versprochen habe, dich in keiner Noth, auch in Lebensgefahr nicht zu verlassen; ich will daher die treue Gefährtin aller Gefahren, die dir drohen, und auch deines Todes seyn, damit der Tod durch Feindes Hand auch diejenigen nicht trenne, welche das Band der zärtlichsten Liebe und der eheligen Einsegnung so genau im Leben vereinigt hatte.“

Hierauf legte das heroische Weib Mannskleider an, ward von dem Gatten mit Waffen versehen und zu seiner Linken gestellt.

Die Thore der Festung wurden geöffnet, die Zugbrücke herabgelassen, und so gleich fing der Kampf überaus heftig und auf beyden Seiten sehr blutig an. Die schöne Ungarinn, die an Tapferkeit von keinem Manne des sich wacker schlagenden Heereshaufen übertroffen wurde, sah ihren Mann, der wie ein grimmiger Löwe Tod und Verderben um sich her unter den Feinden verbreitete, von vielen Wunden bedeckt, an ihrer Seite fallen. Aber sein Tod verminderte ihren Muth nicht, er brachte sie vielmehr in Wuth, und gab ihr neue Kräfte, den Tod ihres innig geliebten Mannes durch viele Schlachtopfer zu rächen. Endlich ward auch sie tödlich verwundet, und nachdem sie Schrecken und Verderben unter die wuthschäumenden Türken gebracht hatte, gab sie ihren heldenmüthigen Geist auf dem Schlachtfelde auf.

2.

Die Frauen in Erlau.

Als die Türken im Jahre 1552 die Stadt Erlau in Ungarn belagerten, thaten sich die Weiber in der Festung

durch ihren Heldenmuth und durch ihre Unerfrockenheit auf eine sehr merkwürdige Art hervor. Sie verfügten sich, wenn die Feinde stürmten, an die gefährlichsten Derter, und trugen ihren Männern, welche die Stadt standhaft auf den Wällen vertheidigten, siedendes Wasser und ungeheure Steine zu, um solche den anlaufenden Türken auf die Köpfe zu werfen.

Zwey heroische Thaten bey dieser Belagerung hat uns die Geschichte aufbewahrt. Während eines der rasensten Stürme, welche die Türken auf diese Festung anlegten, ward eine Frau, die einen großen Stein auf dem Kopfe trug, um ihn von dem Walle auf die Stürmenden herab zu werfen, von einer Kanonenkugel getroffen, die ihr den Kopf wegriß, und sie zu den Füßen ihrer Tochter, die neben ihr stand, todt hinstreckte. Diese, welche der Anblick ihrer für das Vaterland getödteten Mutter tief erschütterte, glaubte des Lebens und ihrer heldenmüthigen Mutter nicht werth zu seyn, wenn sie ihren Tod nicht rächete. Augenblicklich ergriff sie den Stein, der noch von dem Blute ihrer Mutter triefte, rannte damit wie rasend auf die Mauer, und warf ihn auf einen Platz, wo die Feinde am dicksten beysammen waren.

Eine andere Heldenthat ist noch weit merkwürdiger. Eine Dame aus dieser Stadt stand bey ihrem Schwiegersohne in eben dem Augenblicke, da er in einem herzhaften Gefechte auf dem Walle getödtet wurde. So bald sie ihn todt zur Erde stürzen sah, wendete sie sich zu ihrer Tochter, die neben ihr war, kaltblütig, ohne die mindeste Bestürzung merken zu lassen, und sagte: „Nun, meine Tochter, du wirst doch deinem Manne die letzte Ehre erweisen?“ Aber diese junge Dame, welche nicht minder beherzt war, als ihre Mutter, antwortete ohne eine Thräne zu vergießen: „Mutter, es ist jetzt weder Zeit zu weinen, noch Leichenbegängnisse zu halten; wir müssen bloß an die Gefahr vor dem

Feinde denken, und den Tod meines Mannes theuer an ihn verkaufen!“

Mit diesen Worten ergriff sie den Säbel ihres gefallen Mannes, stürzte auf die Belagerer los, und focht daselbst mit einer Hitze und Tapferkeit, die wenig ihres Gleichen haben. Sie wich auch nicht eher aus der Bresche, durch welche die Feinde stürmten, bis sie drey derselben unter ihren gewaltigen Streichen hatte fallen gesehen. Endlich vom Kampfe ermattet, zog sie sich zurück, die Beerdigung ihres Gatten zu veranstalten.

Francesco Serdonato und verschiedene ungarische Geschichtschreiber haben angemerkt, daß sehr viele Weiber aus der belagerten Stadt, während der ganzen Belagerung, ohne sich die mindeste Erholung zu gönnen, standhaft und tapfer gefochten haben. Daher sagte der Befehlshaber in einer Rede an seine Soldaten, in welcher er sie wegen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit belobte, und zu neuen Kriegesthaten anfeuerte: „Ich brauche euch, tapfere Kriegsmänner, gar nicht zuzureden, daß ihr euch gut halten solltet; denn selbst die Weiber haben ohne Rücksicht auf die Zärtlichkeit ihres Geschlechtes bereits Herz und Muth gezeigt, die Feinde zurück zu schlagen, und sie haben zu dem Siege, den wir erfochten haben, sehr viel beygetragen.“

Man bewundert den Starkmuth und die Seelengröße der spartanischen Frau, von welcher die Geschichte erzählt, daß sie bey der Nachricht von dem Tode ihres Sohnes, der auf dem Schlachtfelde, tapfer fechtend gefallen war, gesagt habe: „Ich habe ihn zur Welt gebracht, damit er im Kampfe für das Vaterland falle.“ Verdienen diese edlen Ungarischen Frauen ihr nicht an die Seite gestellt zu werden? Nur sind ihre heroischen Thaten nicht so allgemein durch die Geschichte verbreitet.

D e r

Laubfrosch und die Nachtigall.

(Eine Fabel.)

Ein Laubfrosch saß auf einem Baum,
Und blies sich auf, und schrie aus voller Kehle,
Im kühlen Erlenstrauch versteckt sang Philomela
Ihr hohes Lied, und merkte jenen kaum.
Allein der grüne Schwärzer schrie,
Als ob es um ein Reich gegolten hätte,
Und zwar, so wähnt' er, um die Wette
Mit Philomelens Melodie.

Am Ende ward die Nachtigall
Des häßlichen Geräusches müde,
Sie wählte sich zu ihrem Liede
Des fernen Bächleins Wasserfall.

„Ey! rief der Frosch mit hohem Muth,
Und quackte noch einmahl so helle,
„Sie fliehet diese schöne Stelle!
Was doch der scheele Neid nicht thut!“

Der Weise trifft im fernsten Winkel
Sich selbst, und mehr bedarf er nicht.
Die gütige Natur! sie gab zum Gleichgewicht
Dem Thoren Eigendünkel.

Warnung für Mütter und Kinderwärterinnen.

1.

Ein Kind spielt am Herde.

Die Gattinn eines Tagelöhners in Wien ließ eines Tages (es war zu Ende Julius 1811), als sie ausging, ihr dreyjähriges Kind ganz allein in ihrer Wohnung, und sperrete die Vorhausthür zu. Das Kind ging in die Küche, wo eben Wasser im Suppentopfe über dem Feuer stand. Es hatte die Mutter oft gesehen, wie sie die Suppe mit dem Kochlöffel umrührte. Das wollte es nun auch nachahmen. Es ergriff ein Holz, steckte es in den Topf, der am holperigen Herde über dem Feuer stand, fing an umzurühren; der Topf stürzte um, das siedende Wasser strömte dem Kinde über den Kopf und den Leib, und verbrannte es dergestalt, daß es am zweyten Tage darauf starb. Man stelle sich das Schrecken der unbesorgten Mutter vor, als sie nach Hause kam, und ihr Kind so übel zugerichtet liegen sah. Wie hätte die Mutter dieses Unglück vermeiden können?

2.

Ein Kind fällt vom Tische.

Am heiligen Abende vor Weihnachten werden die Kinder gewöhnlich von ihren Aeltern beschenkt, und diese suchen

recht artige Sachen zusammen, um ihren lieben Kleinen ein überraschendes Vergnügen zu machen.

Der Bediente des Berliner Arztes Formey war an diesem Tage im Jahre 1811 eben im Nebenzimmer beschäftigt, diese Weihnachtsgeschenke zu ordnen und aufzuputzen, und hatte seine Tochter, die noch nicht fünf Jahr alt war, auf dem Tische sitzend, in dem andern Zimmer verlassen, als er durch die verschlossene Thür einen gewaltigen Fall und darauf ein jämmerliches Angstgeschrey hörte. Schnell eilte er herbey, und fand sein liebes Kind am Boden liegend, voll Blut und erbärmlich winselnd.

Das war ein Schrecken für den Vater, der eben beschäftigt war, dem Kinde ein Vergnügen zu bereiten. Aber noch größer war sein Schmerz, als er die fürchterliche Verwundung der armen Tochter sah. Auf dem Tische, wo sie gefessen hatte, war ohne daß es der Vater bemerkt hatte, ein offenes Federmesser gelegen. Das Kind langte darnach, ergriff es, aber in dem nämlichen Augenblicke hatte es sich dem Rande des Tisches zu sehr genähert. Sie verlor das Gleichgewicht, stürzte so, das offene Messer in der Hand haltend auf den Boden, und schloß sich beym Fallen den Leib der Länge nach auf, so daß man sogar das Zwergfell sehen konnte.

Schleunig wurde der Arzt gerufen, er mußte den Leib zunähen, und nur nach langem Bemühen gelang es ihm, das Blut zu stillen. Das Kind litt unglaubliche Schmerzen, wurde aber endlich doch geheilet. —

Möchte doch diese traurige Geschichte zur Warnung dienen, kleine Kinder nie allein in einem Zimmer, noch viel weniger auf Tischen, Bänken, Fenstern und neben gefährlichen Werkzeugen zu lassen! Welche bittere Erinnerung muß es immer dem guten Manne gewesen seyn, daß er

durch eine kleine Sorglosigkeit seinem lieben Kinde so viel Jammer und Schmerzen verursacht hatte!

3.

Ein Kind spielt mit dem Feuer.

Was für gefährliche Dinge die kleinen Kinder in ihrem unverständigen Muthwillen unternehmen, und wie sehr man sich hüten müsse, sie allein zu lassen, beweiset auch nachfolgende Unglücksgegeschichte, die sich am dritten Sonntage des Advents im Jahre 1811 in N a i t s c h a u zugetragen hatte. Zwey Kinder des Einwohners S a u m s e i l, eines drey Jahre und das andere drey Viertelsjahr alt, wurden von der Mutter allein im Zimmer gelassen, während sie mit der Großmutter in den Keller gegangen war, um die Milchtöpfe dort in Ordnung zu bringen.

Oft hatte der dreyjährige Knabe gesehen, wie die Mutter einen brennenden Span unter das Holz auf dem Herde oder in dem Ofen steckte, und wie dasselbe hell aufbrannte. Er nahm also ein Stückchen, zündete es im Ofen an, und hielt es in kindlicher Einfalt unter das Hemdchen des Jüngsten, um zu sehen, ob sich dasselbe entzündete, und eben so hell aufbrenne.

Aber schnell wurde das Hemd ergriffen, und als die Mutter, die gar nicht lange ausgeblieben war, in die Stube trat, stand das arme Kind in Feuer. Unterleib und Brust waren jämmerlich verbrannt, und das Kind litt einen Tag und eine Nacht lang die fürchterlichsten Schmerzen, von denen es endlich der Tod erlösete.

Lebenslang wird der schmerzliche Tod dieses unglücklichen Kindes der Mutter vor Augen schweben, und kaum wird sie sich darüber trösten können.

Ein Kind verunglückt am Mühlrade.

Man lasse ja nicht kleine Kinder ohne Aufsicht an gefährlichen Orten verweilen, wo Andere aus gewohnter Vorsicht seltenen Schaden nehmen, diese aber aus Unverstand und kindlicher Sorglosigkeit oft in Lebensgefahr und in großes Unglück gerathen. Unbesorgt verirren sie sich dahin, auch treibt sie die Neugierde, und die größeren Geschwister können sie oft nicht abhalten, wenn Aeltern und Wärterinnen nicht bey der Hand sind, die sorgfältig zu verhüten suchen, daß die Kleinen an keinen gefährlichen Platz gelangen.

In einer Mühle zu Basel befanden sich zwey kleine Kinder im Spätjahre 1811, welche ihre Aeltern, die eben ein Malter dort hatten, mit sich genommen hatten. Während die Aeltern mit Einfassen des Mehles beschäftigt waren, schlichen sich die Kinder zum Mühlrade, und ließen es an ihrer Hand streifen, welches ihnen einen angenehmen Zeitvertreib machte. Aber das Rad ergriff den Hemdärmel des einen Kindes, zog dasselbe mittelst desselben mit hinein, und zerquetschte es so jämmerlich, daß es augenblicklich starb.

Selbst Erwachsene müssen bey Mühlwerken die größte Vorsicht anwenden. Erst am 28. Oktober 1826 taumelte ein Töpfer in Leobersdorf B. U. W. W., vom Weine betäubt, gegen das Mühlrad, wurde von demselben ergriffen und jämmerlich am ganzen Leibe zerquetscht, ehe ihm jemand zu Hülfe eilen konnte.

Ein Kind beschädigt sich am Feuer.

Im März 1813 schlich sich das dreyjährige Kind eines Seidenfärbers in der Vorstadt M. in Wien zu der Feuerung, mittelst welcher der Farbenkessel geheizt wird, und warf Stückchen Holz, welche herum lagen, in das Feuer. So trieb es einige Zeit unbemerkt das Spiel fort. Niemand vermistete das Kind. Aber bey dem Spiele hatte es sich dem Feuer zu sehr genähert, die Flamme ergriff dessen Kleider, das Kind erhob ein Angstgeschrey, und als man ihm zu Hülfe eilte, war es schon am ganzen Leibe verbrannt, daß es kurze Zeit darauf unter den größten Schmerzen starb.

Wieder eine Warnung für Mütter, daß sie eine sorgfältige Aufsicht über ihre Kinder pflegen.

Ehrenerwähnung.

Joseph Holfeldner hatte zu einer Zeit, wo man auf dem Lande nur wenige antraf, die Lesen, Schreiben und Tafelrechnen konnten, sich diese Kenntnisse in der Schule seines Geburtsortes Langen-Enzersdorf erworben, und großen Nutzen davon gezogen. Er war der Sohn eines sehr armen Winzers, der ihm nichts als die väterliche Tugend und Rechtschaffenheit mitgeben konnte.

Schon nach vollendeten Schuljahren begab er sich nach

Wie n, um dort sein Glück zu suchen, und er hatte es auch gefunden. Mit seinen Schulkenntnissen, durch Fleiß und untadelhaftes Benehmen gelang es ihm, eine Anstellung bey dem Dienstpersonale bey Hofe zu erlangen, und er stieg von der mindesten Stufe zu der Stelle eines kaiserlichen Kammerheizers.

Von Jugend auf zur Mäßigkeit und Sparsamkeit gewohnt, sammelte er sich auf diesem Plaze ein ansehnliches Vermögen, an welchem er immer die Armen, besonders jene seines Geburtsortes Theil nehmen ließ.

Wenn er nun öfters sein heimisches Dorf besuchte, so erinnerte er sich lebhaft an seine Jugendjahre, die er in Dürftigkeit dort zugebracht hatte; er dankte rührend dem Lehrer, der ihm jene Kenntnisse verschafft hatte, durch die er sich aus der größten Armuth in eine so gute Lage geschwungen hatte, und beschloß, der Jugend des Dorfes durch eine wohlthätige Stiftung Gelegenheit zu geben, sich jene Kenntnisse zu erwerben, durch die er sein Fortkommen gefunden hatte.

Wohlthätige Stiftung.

Er bestimmte ein ansehnliches Kapital, welches er bey der Dorfherrschaft, dem Stifte Klosterneuburg niederlegte, von deren Zinsen die sechs ärmsten Knaben des Dorfes, so bald sie anfangen, schulfähig zu seyn, bis in ihr vollendetes zwölftes Jahr gekleidet, das Schulgeld und Schulgeräthe für sie bezahlt, und was noch von dem ausfallenden Betrage erspart würde, ihnen fruchtbringend angelegt werden sollte, bis sie selbst eine Haushaltung antreten, um dieselbe nicht mit leeren Händen anfangen zu müssen. Die Kinder sollen im Christenthume, in den Schulgegenständen, auch im Gesange unterrichtet, und zu guten

Sitten angeleitet werden. Durch Nachlässigkeit und schlechte Aufführung, so auch durch unterbrochenen Schulbesuch sollten sie der Wohlthat verlustiget werden. Sie sollten verbunden seyn, dem Priester bey dem Altare zu dienen, und den Chordienst versehen zu helfen. Sollte sich ein Knabe durch vorzügliche Geistesanlagen und durch besonderen Fleiß auszeichnen, so sollte er durch sechs Jahre eine Unterstützung von 50 Gulden genießen, welche zu dieser Zeit hinlänglich war, um an einem Gymnasium zu studieren. Hat dieser an demselben die sechs Klassen mit Fortgang vollendet, so könne er entweder in einen geistlichen Orden eintreten (damahls war der Eintritt mit diesen Vorkenntnissen gestattet), oder sich durch Unterricht der Jugend so viel erwerben, daß für seinen Lebensunterhalt mäßig gesorgt sey; denn der brave Mann wollte den armen Jüngling unterstützen, aber nicht denselben so reichlich ausstatten, daß der Selbsttrieb und eigene Thätigkeit dadurch verringert würden, welche arme Studenten oft zu den erhabensten Ehrenplätzen befördert haben.

Ausgebreitete Wirkung der Stiftung.

Diese wohlthätige Stiftung hat im Jahre 1759 angefangen, und dauert bis auf heutigen Tag fort. Segensvoll sind die Wirkungen derselben. Dieses Dorf, welches seit dem Türkenkriege 1683, in welchem es ganz verheeret wurde, und durch die darauf folgende Pest, durch Wolkenbrüche, Feuersbrünste, durch die jährlichen Ueberschwemmungen der Donau ungemein gelitten hatte, dessen Weinberge auf den höchsten Bergrücken bey der mühsamsten Bearbeitung nur eine spärliche Weinlese geben, ist durch diese Stiftung in einen besseren Wohlstand gekommen. Durch den guten Unterricht, den die Stiftung den Arm-

sten des Dorfes verschaffte, sind sie verständiger, arbeitsamer und gesitteter geworden; sie hatten einen kleinen Fond im Knabenalter gesammelt, ihre Wirthschaft anzufangen; mehrere der Stifftlinge sind zu den Studien, von denselben in den geistlichen Stand oder zu Staatsdiensten, andere zu Handwerken und Künsten übergetreten, haben sich dort Mittel verschafft, ihre ärmeren Freunde mit Rath und That zu unterstützen; andere die sich dem Dienste des Vaterlandes widmen mußten, sind als ausgeübte Unter-Offiziere in ihre Heimath zurück gekehrt, und haben eine annehmbare Anstellung in herrschaftlichen Diensten erhalten, und zu einer Zeit, wo den Schulunterricht nur die Kinder der Vermöglichsten in andern Dörfern besuchten, waren durch die Wohlthat dieser Stiftung die ärmsten Kinder in Lange-Enzersdorf gut unterrichtet.

Unter die Zahl, welche die wohlthätigen Wirkungen dieser edlen Stiftung dankbar segnen, zähle auch ich mich, da ich durch das Stipendium von 50 Gulden in den Stand gesetzt wurde, mir jene Kenntnisse zu verschaffen, die mir jetzt Unterhalt, Zufriedenheit und Trost geben, und durch die ich der vaterländischen Jugend nach Kräften nützlich zu werden mich bestrebe.

Denkreime.

Fleiß und Kunst
Erwirbt Brot und Gunst.

Dem Bösen suche stets mit Ernst zu widerstehen;
Dem Guten strebe nach, wo du es nur magst sehen.

Swar sollst du dich jugendlich deiner Tage freuen,
Doch nicht also, daß es dich darf zuletzt gereuen,

Sey fromm und gut, um froh zu seyn;
Du hast die Kraft, Gott gibt Gedeih'n.

Froh zu seyn, bedarf man wenig,
Und wer froh ist, ist ein König.

Besitze Gold und Goldeshaufen,
Das bessere höh're Gut
Kannst du doch nicht erkaufen.

Heiligenkreuz.

Heiligenkreuz ist die älteste Abtey des Bistzerzienser-Ordens in Oesterreich, und in einer sehr angenehmen Waldgegend in einem Thale gelegen. Von Wien aus führt der kürzere Weg über Mödling durch die Brühl und das Dorf Gaden zu dem Stifte. Der Weg von Baden durch das Helenenthal nach Heiligenkreuz ist unbequemer. Es wird aber jetzt durch das reizende Thal eine ordentliche Fahrstraße gebauet.

Wenn man von dem Dorfe Gaden auf die Anhöhe kommt, an dessen Fuße das Stift liegt, so biethet das Stiftsgebäude mit seinen Höfen, mit den Wirthschaftsgebäuden und den Häusern des Dorfes, wie auch die Umgegend einen sehr schönen Anblick dar.

Zweck der Klöster in alten Zeiten.

Wenn schon bey der Errichtung der Klöster der ursprüngliche Zweck des Klosterlebens war, daß fromme Christen in stiller Zurückgezogenheit durch eifriges, gemeinschaftliches Gebeth zu festgesetzten Stunden, in freywilliger Armut, strengem Gehorsam und ewiger Keuschheit Gott dienen, den Nebenmenschen durch ihren frommen Lebenswandel erbauen, den Gottesdienst und das Seelenheil befördern sollten, so suchten die Regenten durch Stiftung der Klöster in der Folge der Zeit auch Kultur des Landes und der Sitten, nützliche Kenntnisse und Wissenschaften, Gewerbe und Künste zu verbreiten. Die Klöster wurden mehrentheils in wilden und unfruchtbaren Gegenden errichtet. Die Mönche lichteten die Wälder und machten die Gründe in der Nähe des Klosters urbar.

Das Kloster zog immer mehrere Menschen herbei, welche sich in der Nähe desselben Häuser erbaueten, und zu ihrem Unterhalte ganze Strecken Landes fruchtbar machten.

Durch den Fleiß der Mönche und der neuen Ansiedler wurden Wüsteneyen zu Ackerland umgestaltet, und die Kultur des Bodens verbreitete von da sich immer weiter aus.

Was die Mönche im Schweisse des Angesichtes dem urbar gemachten Boden abgewannen, theilten sie gern mit den Armen und Kranken. Das Kloster war ein Zufluchtsort, wo der an heilige Orte pilgernde Christ freundliche Aufnahme, der Arme Nahrung, der Unglückliche Hülfe und Trost und der Kranke Pflege und Heilmittel erlangen konnte. Das Kloster war eine Freystätte, in welchem jeder Bedrängte Schutz und Unterstützung fand.

Verbreitung der Gewerbe und Wissenschaften.

Die Mönche beschäftigten sich nicht nur mit dem Ackerbaue, sie trieben auch Handwerke und Gewerbe, welche in dem rohen Mittelalter wenig verbreitet waren. Aus den Mauern der Klöster traten sie in die Welt über, indem ein jeder Unterricht in dem Gewerbe erhielt, welches ein oder anderer Klosterbruder ausübte; denn Kleider, Wirtschaftsgeräthe, Hauseinrichtung u. dgl. wurden gewöhnlich von den Mönchen selbst in dem Kloster verfertigt.

Wie die Klöster Pflanzschulen der Tugend und Frömmigkeit waren, so hatten sich auch die Künste und Wissenschaften in den Zeiten der Rohheit und Barbarey in dieselben geflüchtet, und die Mönche besorgten damahls auch ausschließlich den Unterricht der Jugend. Auch die Seelsorge in weiter Ausdehnung mußte ihnen aus Mangel anderer Priester überlassen werden.

Durch den großen Nutzen, welchen die Klöster in dem Mittelalter ihren Zeitgenossen verschafften, wird es erklärbar, daß Regenten das Beste des Landes und ihr Seelenheil zu fördern glaubten, wenn sie neue Klöster errichteten und mit Gütern beschenkten; daß sie und die Glieder ihrer Familie, viele Reiche und Adelige durch wohlthätige Schenkungen den Mönchen ihren Lebensunterhalt erleichterten; daß mehrere derselben sich in die Klostergemeinde aufnehmen ließen, andere innerhalb der Mauern der Klöster eine Ruhestätte für ihre Leichname wählten, damit die Klosterbrüder gemeinschaftlich für ihr Seelenheil betheten.

Ursprung des Stiftes.

Die Gegend am Sattelbach, wo jetzt das Stift Heiligenkreuz steht, war ehemahls eine wilde Waldgegend, welche von den Markgrafen Oesterreichs um da zu jagen, besucht wurde. Auf dem heutigen, so genannten Rhadschin soll, wie eine uralte Sage kund gibt, ein landesfürstliches Jagdschloß gestanden haben. Der Markgraf Leopold IV., auch der Heilige genannt, pflegte öfters in dieser Gegend zu jagen. Im Thale, an dem Platze, wo jetzt das Stift steht, soll eine Zelle eines Klausners mit einer Kapelle gewesen seyn, in welcher der fromme Markgraf, wenn er, um zu jagen, sich in dieser Gegend befand, gewöhnlich gebethet hat.

Des Markgrafen Leopolds Sohn Otto, welcher zu Paris die Gottesgelehrtheit studirt hatte, war im Jahre 1126 zu Morimond in Frankreich in den Zisterzienser = Orden getreten, und dort im Jahre 1131 zum Abte erwählt worden. Er suchte den Orden auch in die Länder seines Vaters zu verpflanzen; er schilderte dem-

selben die ausgezeichnete Frömmigkeit der Ordensmitglieder und die Dienste, die sie zum Seelenheile der Bewohner in den nahe und fern gelegenen Gegenden leisteten, so eindringlich, daß der Markgraf Leopold zwölf Mönche unter dem Abte Godeschalk und dem Prior Wilhelm im Jahr 1134 nach Oesterreich berief, und ihnen den Ort Sattelbach zur Wohnung anwies. Er bestimmte ihnen beträchtliche Gründe zu ihrem Unterhalte. Im Jahre 1136 fertigte er den Mönchen einen Stiftbrief über diese Schenkung aus. Da man geistliche Stiftungen, weil sie Gottesfurcht und Bildung verbreiteten, als ein Gott gefälliges Werk ansah, so wurde das neu errichtete Kloster bald durch fromme Schenkungen reichlich bedacht. Der Name Sattelbach wurde von dem Stifter in jenen zum heiligen Kreuze verändert, welches er vielleicht aus besonderer Verehrung zum heiligen Kreuze that; oder er gab der neuen Stiftung diesen Namen von einem Stücke des heiligen Kreuzes, an welchem unser göttlicher Erlöser gestorben ist, das der heilige Markgraf von seinem Sohne Otto erhalten hatte, und bis in das siebenzehnte Jahrhundert im Kloster aufbewahrt und verehrt wurde.

Herzog Leopold VI. hat dem Kloster im Jahre 1187 einen größeren Theil des heiligen Kreuzes geschenkt, welchen er selbst aus Palästina mitgebracht hat, und der noch jetzt in herrlicher Fassung dort zu sehen ist.

Allmähliche Aufnahme des Stiftes.

Der heilige Markgraf Leopold starb schon in dem Jahre, in welchem er den Stiftbrief den Mönchen ausgefertigt hatte; aber sein Sohn Konrad trat im folgenden Jahre zu Heiligenkreuz in den Bisterzienser-

Orden, und wurde in der Folge der zweyte Abt dieses Klosters. Er beförderte mit allem Nachdrucke den Bau des Klosters und der Kirche. Die Zahl der Mönche vermehrte sich bald so sehr, daß 12 derselben mit dem Abte Hermann in die von Hadmar von Chueffarn neu errichtete Abtey Zwettel im Jahre 1138, zwölf andere im Jahre 1141 in das Kloster Baumgartenberg bey Grein im Lande ob der Enß, und im folgenden Jahre wieder zwölf in das neu gestiftete Kloster Cicador nach Ungarn gesendet werden konnten.

Da die Erträgnisse der Gründe zum Unterhalte der vermehrten Zahl Mönche kaum mehr hinreichten, so schenkte Leopold V. dem Kloster Trumau und Tullern, welche beyden Güter daselbe bis heute noch besitzt. Auch andere edle und fromme Güterbesitzer traten demselben Gründe ab, und seine Besitzungen vermehrten sich mit jedem Jahre. So erhielt das Kloster von Rudiger von Sickingendorf dessen Gut Füllenberg, von Operthus, Pfarrer in Mödling einen Weingarten bey Tullern, von dem herzoglichen Forstmeister Ulrich von Gaden eine Wiese zu Trumau, von Heinrich Jasomirgott das Gut Minkendorf, von Heinrich dem Aelteren, Herzog von Mödling das Gut Siegendorf, vom Herzoge Leopold VI. das Gut Baumgarten und Niedersulz, Rohreck und mehrere Wälder bey Grub, und es erkaufte schon von eigenen Einkünften (1151) das Zehntrecht zu Trumau und Minkendorf, zu Tullern (1178) und auf den übrigen Besitzungen des Stiftes.

Im J. 1187 stand das Klostergebäude schon vollendet da und das neu erbaute Schiff der Kirche wurde von dem Kardinal Theobald, Bischof von Beltri und Ostia in Gegenwart des Herzogs Friedrich und vie-

ler edlen Wohlthäter des Stiftes, des Dietrich von Lichtenstein, Hugo von Lanzendorf, Hugo von Molanstorf, Richard und Ulrich von Gadenen feyerlich eingeweiht.

Einweihung der Stiftskirche.

Der Wohlstand des Stiftes nahm durch die Bewerbsamkeit der Mönche, wie durch Schenkungen immer zu. Im Jahre 1230 wurde von Richard von Zebingen ein Spital gestiftet, in welches nur allein Fremde, die Hilfe bedürftig waren, aufgenommen wurden.

Die Stiftskirche wurde unter dem Abte Heinrich II. vollendet und (1255) von dem Bischofe Bernhard von Passau feyerlich eingeweiht. Der Zusammenfluß der frommen Gläubigen aus allen Gegenden bey dieser Feyer war so groß, daß das Kloster die wenigsten derselben beherbergen konnte, und die umliegenden Wälder mit denselben angefüllt waren.

Nützlichcs Wirken der Aebte und Mönche.

Die Absicht des frommen Stifters, Leopold des Heiligen, die er bey Errichtung des Zisterzienser-Klosters Heiligenkreuz hatte, wurde durch die Mönche immer mehr erreicht. Sie verbreiteten Gottesfurcht, wirkten wohlthätig in der Seelsorge, und widmeten sich den Wissenschaften. Die Aebte von Heiligenkreuz standen in großem Ansehen, und viele Mönche zeichneten sich wie durch Frömmigkeit, so auch durch Gelehrsamkeit aus. Der Abt Nikolaus war geheimer Rath des Kaisers Albrecht; der Abt Peter Hosprediger. Unter dem neun und zwanzigsten Abte Albert wurde in Wien in dem

Heiligenkreuzer-Hofe eine Unterrichtsanstalt für Sünge errichtet, welche in den Bistzerzieren-Orden getreten waren. Man sah da die jungen Brüder aus den Klöstern in Oesterreich, Bayern, Schwaben, Franken, Steyermark, Kärnten, Krain, Mähren und Ungarn, welche die Gottesgelehrtheit mit Eifer studierten.

Unter den folgenden Abten war der Abt Johann ein gelehrter Theolog und Schriftsteller. Noch werden Handschriften von ihm in der Stiftsbibliothek aufbewahrt. Der Abt Heinrich IV. wurde (1442) von dem Kaiser Friedrich IV. Erzherzoge von Oesterreich zum Statthalter ernannt, als derselbe nach Palästina reisete, und er genoss das volle Zutrauen seines Monarchen.

Bedrängte Zeiten.

Bald aber kamen auch Drangsale über das Stift Heiligenkreuz. Es wurde räuberisch von den Horden des Johann Hunyades überfallen und ausgeplündert. Auch die Truppen des Ulrich von Cilly und Ulrich Enzinger, welche beyde als Gegner des Kaisers auftraten, und in Oesterreich verwüstend herumzogen, brachten dem Stifte und seinen Besitzungen vielen Nachtheil. Im Jahre 1462 ging durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters ein großer Theil des Stiftsgebäudes in Flammen auf, und der Glockenthurm brannte ab. In den damaligen Kriegszeiten mußte das Stift große Zahlungen leisten, daß es kaum mehr den Unterhalt der Mönche bestreiten konnte: Es waren damals (1470) unter dem Abte Georg IV. 37 Mönche, 2 Laienbrüder und ein Noviz im Stifte, und die jährlichen Ausgaben überstiegen die Einnahmen. Es mußten alle möglichen Einschränkungen gemacht werden, damit das Stift sich nicht aus Mangel auflöse.

Einfall der Türken.

Auch im sechszehnten Jahrhunderte hatte das Stift mit Unglücksfällen und Drangsalen zu kämpfen, die es dem Untergange nahe brachten. Im Jahre 1529, als Abt Johann dem Kloster vorstand, überschwebten die zahlreichen Heere des Sultans Soliman Oesterreich, und belagerten Wien. Brandstätten, Plünderung und Verwüstung bezeichneten den Weg der Barbaren. Sie kamen auch nach Heiligenkreuz.

Der Abt Johann floh nach Steyer, die Mönche zerstreuten sich, nur ein Laienbruder blieb zurück, den man nach dem Abzuge der Türken jämmerlich verstümmelt und todt im Kreuzgange des Klosters fand.

Die Kirche und das Kloster waren zu einem Schutthaufen niedergebrannt, und die meisten Güter verwüstet. Der Abt Johann mußte viele Güter, alles Silbergeräthe bis auf einen Kelch und eine Monstranze verkaufen, um für die dringendsten Bedürfnisse zu sorgen.

Unter seinem Nachfolger Hieronymus befand sich das Stift in der traurigsten Lage, es mußte Geld borgen, und der folgende Abt Konrad III. (1548) fand in demselben nur mehr zwey Priester, einen Laienbruder und zwey Novizen. Er suchte die Zahl der Mönche zur Beförderung des Gottesdienstes und der Seelsorge zu vermehren, er machte das Stiftsgebäude bewohnbar, und richtete die Wirthschaft auf den Meierhöfen wieder ein, damit auch für den Unterhalt der Mönche gesorgt würde.

Sein würdiger Nachfolger, Abt Ulrich II. vollführte mit Eifer und Einsicht, was sein Vorfahrer angefangen hatte. Er vollendete die Stiftsgebäude, kaufte neue Besitzungen, betrieb den Weinbau, welcher eine so ergiebige Erwerbsquelle wurde, daß bey seinem Tode (1584) nicht

nur alle Schulden bezahlt waren, sondern auch 13,000 Eimer Wein in den Stiftskellern lagen.

Dieser Abt ließ auch die noch im Stifte befindliche Wasserleitung anlegen; er erbauete in Baden ein neues Schloß, dort, im Stifte, im Heiligenkreuzer Hofe in Wien und in Tullern große Keller.

Neue Zeit der Bedrängniß.

Der Wohlstand des Stiftes erhob sich immer mehr und mehr im siebenzehnten Jahrhunderte, obwohl das Stift von Zeit zu Zeit wieder große Drangsale erlitten hatte. Der Abt Paul hat die Leitung desselben übernommen, als es sich durch den Aufwand und die Prachtliebe seines Vorgängers Johann VI. nicht in den besten Umständen befand. Er mußte die von demselben aufgenommenen beträchtlichen Geldsummen zurück bezahlen, im Jahre 1605 als Beysteuer zu dem Kriege gegen die Türken 51 Mark und 15 Unzen Silbergeräth in die kaiserliche Münze abliefern: doch führte er verschiedene Bauten im Stifte und auf den Gütern desselben aus.

Durch die Unruhen der Protestanten und die Empörungen in Ungarn kam das Stift in seinen Einkünften so sehr herab, daß die Mönche wieder großen Mangel litten, und oft kaum schwarzes Gerstenbrot zu essen hatten. Der Abt Paul brachte dadurch das Stift wieder in Aufnahme, und verschaffte ihm großes Ansehen, daß er aus dem Kloster Zisterz und Clairevaux in Frankreich acht würdige Mönche berief, welche sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit auszeichneten und zu hohen geistlichen Würden gelangten, indem Anton Wolfrath Abt zu Wilhering, dann zu Kremsmünster, endlich Bischof zu Wien und Reichsfürst; Johann Seyfried Abt zu

Zwettel, und Georg Stephanides Abt zu Baumgartenberg wurden. Die andern, und selbst der Abt Paul starben (1613) an der Pest.

Der Abt Christoph.

Unter seinem Nachfolger Abt Christoph Schäffer (1615) verheerten große Feuersbrünste das Stifte und dessen Besizungen. Von den feindlichen Mähren und Pohlen wurde (1620) der dem Stifte gehörige Ort Niederfulz, von den aufrührischen Ungarn wurden (1621) die Dörfern Wilkleinsdorf, Drumau, Tallern und Pfaffstätten niedergebrannt. Der Meierhof bey dem Stifte ging (1623) in Flammen auf. Ein Blitzstrahl entzündete (1627) den Glockenthurm, und das Feuer verbreitete sich über das Kirchendach, über den Schlaßaal und über mehrere Gebäude am Rhadschin.

Der thätige Abt Christoph wußte durch weise Maßregeln und vernünftige Sparsamkeit allen Schaden wieder gut zu machen. Er erbaute nun die jetzige Konvent-Wohnung und den Speisesaal für den Winter. Er wirkte standhaft entgegen, daß sich die protestantische Lehre nicht in der Gegend des Stiftes verbreitete, und er genoß viele Achtung. Er war (1623) Rektor magnificus an der hohen Schule in Wien und wurde von Kaiser Ferdinand II. zum Kriegskommissär ernannt.

Der Abt Michael II.

Christoph's Nachfolger, der würdige Abt Michael II. Schnabel wird noch jetzt als der Wiederhersteller des Stiftes in ehrenvollem Andenken gehalten. Er war der Sohn armer Aeltern in Pfaffstätten geboren,

wurde als Sängerknabe im Stifte erzogen, und zu den theologischen Studien vorbereitet. Er hatte mit großen Unglücksfällen zu kämpfen. Die Schweden verwüsteten die Stiftsgüter jenseits der Donau, große Steuern mußten zu den Kriegsbedürfnissen bezahlt werden; im Jahre 1644 wüthete die Pest in Oesterreich und Ungarn, Hagelschlag und Mißwachs vermehrten die Noth. Doch der Abt Michael war unermüdet thätig, den Unglücksfällen zu begegnen, und weise Fürsorge zu treffen. Er ließ die verödeten Landwirthschaften durch einsichtsvolle und thätige Stiftsmitglieder betreiben, er vollendete die Gebäude, welche sein Vorfahrer angefangen hatte, und besorgte alle Angelegenheiten des Stifts mit so vieler Umsicht, und ordnete alles mit so weiser Sparsamkeit, daß er nicht nur alle in den bedrängten Kriegszeiten geborgten Geldsummen zurück zahlen konnte, sondern daß er auch das Stift, dessen Gebäude und Besitzungen, die er durch Ankauf vermehrte, bey seinem Tode (1648) im besten Zustande hinterließ.

Der Abt Klemens.

Mit gleichem Eifer wirkte für das Stift sein würdiger Nachfolger, der Abt Klemens Schäffer, der als der jüngste Stiftspriester wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften zum Prior, und im neun und zwanzigsten Jahre seines Alters zum Abte erwählt wurde. Obwohl das Stift große Summen zur Bestreitung der Kriegskosten bey dem Einfalle der Türken bezahlen mußte, so führte er doch große Bauwerke im Stifte und auf den Gütern desselben auf.

Als die Türken im Jahre 1683 Wien belagerten, und alle Gegenden, auf dem diesseitigen Ufer der Donau verheereten, floh Abt Klemens mit dem Stiftsschatze nach Bayern, nachdem vorher die kostbarsten Werke der Bibliothek

theils vergraben, theils nach Wien gebracht worden waren. Die Stiftsgeistlichen hatten sich nach verschiedenen Gegenden geflüchtet.

Nach dem Abzuge der Türken hatte der Abt Klemens innerhalb acht Jahren durch zweckmäßige Vorkehrungen die verheerten Dörfer wieder bevölkert, das Stift in gutem Zustand gesetzt, und allen Schaden wieder gut gemacht. Er brachte auch (1686) das Gut Wildeck durch Kauf an das Stift.

Drey würdige Aebte.

Die folgenden Aebte Marian und Gerhard suchten mit unermüdetem Eifer das Wohl des Stiftes zu befördern. Ersterer bauete die Stiftsbibliothek, die Bernhardskapelle, den Glockenthurm über der Kirche und die große Orgel.

Gerhard stellte das Stift wieder her, welches durch eine Feuersbrunst gelitten hatte, verschönerte die Kirche, und das Kapitelhaus, und ließ das Hornwerk über dem Hauptthore des Einganges in das Stift erbauen. Der Abt Robert Leeb war schon (1719) als Kellermeister im Heiligenkreuzer-Hofe in Wien mit einer österreichischen Gesandtschaft nach Konstantinopel gereiset. Von da war er zu dem heiligen Grabe nach Jerusalem gepilgert, und (1720) glücklich mit vielen Seltenheiten, die noch jetzt in dem Naturalien-Kabinette des Stiftes gezeigt werden, aus dem Morgenlande in Wien angekommen.

Als Abt errichtete er in dem Stifte eine Kustkammer, eine Bilder-Gallerie, ein Kunst- und Naturalien-Kabinet. Er vereinigte das Stift St. Gotthard in Ungarn mit Heiligenkreuz.

Unter ihm lebte der Bildhauer Giuliani und der

Mahler Altamente in Heiligenkreuz, welche mit ihren Kunstgebilden das Stift und die Kirche verherrlichten. Er verschönerte das Stift durch neue Bauten. Die Dreifaltigkeits-Säule im Stiftshofe, der Springbrunnen, der Kreuzweg (1731), die Wohnung für die weltlichen Beamten sind auf sein Geheiß entstanden. Unter dessen Nachfolger Alberich Fritz, der wegen seiner weisen Sparsamkeit und umsichtigen Leitung der Stiftsangelegenheiten noch immer im ehrenvollen Andenken ist, bauete, da unter Kaiser Joseph II. eine zweckmäßigere Schul- und Kirchenordnung eingeführt wurde, auf vielen dem Stifte angehörigen Dörfern neue Kirchen und Schulen. Er starb (1787) allgemein geliebt und betrauert im 83. Jahre seines Alters, nachdem er 61 Jahre Stiftsmitglied, 58 Jahre Priester und 31 Jahre Abt gewesen war.

Der Abt Marian.

Ihm folgte (1790) der fromme Abt Marian Reuter, ein Vater der Armen, der besonders auch talentvolle Söhne mittelloser Aeltern freygebig unterstützte, um ihnen die Bahn zu Künsten und Wissenschaften zu eröffnen. Er beförderte Gottesfurcht und Frömmigkeit im Stifte und in seinem ganzen Wirkungskreise. Die Stiftskirche wurde verschönert, und mit zierlichen Bethstühlen versehen, die noch da zu sehen sind. Die Sakristey wurde mit neuen Kästen von Holz-Mosaik geziert, der Chor erhielt eine herrliche Orgel von 64 Registern, die unter die größten und besten in Oesterreich gehört. Im Jahre 1802 wurde im Stifte eine theologische Lehranstalt unter der Oberleitung des Abtes Marian errichtet für die Aleriker der Zisterzienser-Stifter Heiligenkreuz, Wiener-Neustadt, Lilienfeld und Zwettel. Bald nach dem Tode

dieses würdigen Abtes (21. Oktober 1805) überschwemmen französische Heere ganz Oesterreich. Der Schatz des Stiftes und das Archiv wurden nach Ungarn gerettet. Das Stift litt viel durch die Einquartierung und Erpressungen der Feinde.

Der Abt Nikolaus.

Nach hergestelltem Frieden wurde der Stifts-Amtsverwalter Nikolaus II. Kasche (6. August 1806) zum Abte erwählt. Er hatte kaum angefangen eine Gemähldefammlung im Stifte anzulegen, als die Franzosen zum zweyten Male bis Wien und auf das jenseitige Ufer drangen. Das Stift litt sehr viel, es mußte ein Spital von Kranken und Verwundeten aufnehmen und verpflegen, und alle Besitzungen desselben kamen durch Plünderung und Erpressungen in großen Schaden. Im Jahre 1812 verheerte eine Feuersbrunst die dem Stifte gehörigen Gebäude in Trumau, bald darauf verwüstete eine Ueberschwemmung mehrere Besitzungen; es folgten Hagelschlag und Mißwachs besonders in den Weingärten, und doch wußte die weise Umsicht des Abtes Nikolaus durch zweckmäßige Beförderung der Landwirthschaft und nützliche Einrichtungen in dem Haushalte, besonders aber durch eifrige Betreibung des Weinbaues nicht nur den Entgang der Einkünfte, den das Stift durch unvermeidliche Elementar-Zufälle erlitten hatte, zu ersetzen, sondern sich auch Mittel zu verschaffen, daß er Kirchen, Pfarrhöfe und Schulen erbauen, und auch fähige Jünglinge bey ihren Studien nachhaft unterstützen konnte.

Nach seinem Tode (1824) wurde der Wirtschaftsverwalter zu Niederleis, Franz Xaver Seidemann zum sechzigsten Abte des Stiftes Heiligenkreuz

erwählt, welcher mit Einsicht und Klugheit das Stift leitet, für die Wohlfahrt desselben und die Verbreitung der Religiosität in und außer dem Stifte unermüdet besorgt ist.

Der Kreuzweg.

Wir wollen nun die einzelnen Merkwürdigkeiten des Stifts besehen. Wie man sich dem Stifte nähert, fällt der über einem Hügel zwischen Aileen sich ziehende Kreuzweg in die Augen. In vierzehn, in mäßiger Entfernung von einander abstehenden Abbildungen ist das Leiden unsers göttlichen Erlösers dargestellt. Zwischen diesen Stationen sind Standbilder der Heiligen, aus Stein gehauen, aufgestellt. Die geschickte Hand des Bildhauers *Giuliani* hat sie gemeißelt.

Dieser Bildhauer war aus dem Venetianischen gebürtig, arbeitete lange und Vieles zur Verschönerung der Kirche und der Gebäude, und beschloß auch sein Leben in dem hohen Alter von 81 Jahren im Stifte. Seine Gebeine ruhen in der Kirche, wie der Grabstein bey dem Eingange an dem Pfeiler zur Rechten zeigt.

Merkwürdig ist, daß unter der Leitung des *Giuliani* unser großer Künstler *Donner*, von welchem die Statue an dem Brunnen des neuen Marktes in Wien, die vier Hauptflüsse Oesterreichs vorstellend, der *Perseus* und die *Andromeda* an dem Brunnen des Rathhauses, und das herrliche Kreuzbild in der Hofburg-Kapelle verfertigt worden sind, sein Kunst-Genie entwickelt und so weit ausgebildet hat, daß er seinen Meister weit übertraf.

Donner, ein armer Bauernjunge aus dem im Walde gelegenen Dörfchen *Brenesdorf*, kam als Sängerknabe in das Stift. Für Musik zeigte er wenig Anlage, aber gern verweilte er in seinen freyen Stunden bey

Giuliani, wenn dieser mit Bildhauer-Arbeit beschäftigt war, und suchte ihm etwas von der Kunst abzulernen, was er an einem Stücke Holz, dann versuchte. Giuliani entdeckte das in dem Knaben verborgene Talent zur bildenden Kunst, und gab ihm Anleitung dasselbe zu entwickeln. Endlich nahm er ihn ganz in die Lehre. Durch Anlage, Fleiß und zweckmäßigen Unterricht brachte es Raphael Donner bald zu einer großen Kunstfertigkeit in den Bildhauer-Arbeiten, und er wird noch immer für einen der größten Bildner in Oesterreich gehalten. Er starb in Wien im Jahre 1741.

In der zwölften Stations-Kapelle ist das Standbild des göttlichen Erlösers, aus dessen Brustwunde Wasser quillt (1826 war die Wasserleitung dieser Quelle verborben). Unten ist die Aufschrift angebracht: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Brunnen des Heilandes.,, Isaias 12. Kap.

Der Abt Robert hat diesen Kreuzgang (1732) errichten lassen. Neben dieser Stations-Kapelle befindet sich ein Häuschen, welches ehemahls bis 1781 von einem Einsiedler bewohnt wurde, welcher die Aufsicht über den Kreuzgang führte, und zu der Gesellschaft der Eremiten gehörte, welche damahls in dem Dornbacher Thale bey dem so genannter Einsiedlerkreuze ihren einsamen Wohnsitz hatten.

Der ganze Kreuzweg gleicht einer Gartenanlage welche sich über den Hügel hinaufzieht; er gewährt einen angenehmen Gang, und wird von andächtigen Wallern zahlreich besucht. Hinter demselben auf dem Gipfel des Franzensberges sieht man einen alten kegelförmigen Thurm, der im Jahre 1650 zu einem Unterhaltungsorte für die Stifftsmitglieder erbaut wurde.

Das Hornwerk.

Wenn man die Treppe des Kreuzweges herabgestiegen ist, so zeigen sich zwey Thore, von welchen jenes rechts in den Hof des Gasthauses, jenes links durch eine Kastanien-Allee in das Stift führt. Ueber dem Thore des Stiftsgebäudes ist das von dem Abte Gerhard erbaute schnarrende Orgelwerk, welches einen vollkommenen C-Akkord gibt, der mit dem Glockengeläute im Einklange steht. Durch dasselbe werden im Sommer an Sonn- und Festtagen früh um fünf Uhr die entfernt wohnenden Pfarrkinder zum Gottesdienste gerufen.

Feyerlich ist der Ton dieses Orgelwerkes, er verbreitet sich eine Stunde weit, und bringt besonders, wenn man ihn in der Entfernung einer Viertelstunde in den Wäldern hört, eine große Wirkung hervor.

Oberhalb dieser Orgel ist eine Gallerie angebracht, von der man eine schöne Aussicht in das reizende Thal hat. Durch das Thor kommt man in den zweyten Stiftshof, welcher mit einer schönen Säule, die allerheiligste Dreyfaltigkeit und die Krönung Mariens vorstellend, geziert ist; der Abt Robert hat sie (1736) zum dankbaren Andenken an die Befreyung von der verheerenden Pest erbauen lassen. Auch ein von dem Abte Robert erbauter Springbrunnen mit dem Standbilde des heiligen Joseph ist in diesem Hofe. Das Wasser zu derselben wird eine Viertelstunde weit aus einer reichhaltigen Quelle unweit des Dorfes Preinsfeld hergeleitet.

Die Kirche.

Rechts in diesem Hofe ist der Eingang in die Kirche; an derselben die Prälaten-Wohnung, neben derselben das

Kunst- und Naturalien-Kabinett, und die Gemählbesammlung. Die Kirche, 120 Schritte lang, besteht aus zwey Haupttheilen; jener bey dem Eingange (das Schiff) 65 Schritte lang und 25 breit, wurde im Jahr 1187 eingeweiht und hat ober dem Eingange den Musik-Chor mit der (1802) von Ignaz Kober erbauten großen Orgel von 64 Registern. Der vordere Haupttheil der Kirche (der Chor) 55 Schritte lang und 40 breit, wurde im Jahre 1283 erbauet, und ist mit dem Hochaltare, die Himmelfahrt Mariens vorstellend, mit zehn Seiten-Altären, der Kanzel, einer Orgel, mit dem Taufsteine und mehreren Bethstühlen geziert.

Das Bild des Hochaltars ist von dem Freyherrn von Rothmayr gemahlt, dessen Pinsel auch die Kuppel der Karls-Kirche in Wien so herrlich verzierte. Von diesem Künstler sind auch die Blätter der Altäre rechts und links dem Hochaltare, der todte Heiland im Schooße Mariens, und der heilige Bernar d vor dem Kreuzbilde bethend.

Die vier größeren Seiten-Altäre haben Bilder von dem berühmten Mahler Altomente, den heiligen Stephan, Joseph, Benedikt und Leopold vorstellend. Altomente, eigentlich Hochberg genannt, ein Deutscher, nach der Meinung Weidmanns vielleicht gar von Wiener-Neustadt gebürtig, bildete sich in Italien zum vollendeten Künstler, übte dort bis in sein höheres Alter die Mahlerkunst aus, und kehrte erst dann nach Oesterreich zurück. Er fand im Stifte Heiligenkreuz freundliche Aufnahme und Beschäftigung für sein Kunsttalent, es gefiel ihm da so wohl, daß er hier sein hohes Alter verlebte, und am 14. September 1745, 87 Jahre alt starb.

Am linken Pfeiler bey dem Eingange in die Kirche ist der Grabstein dieses ausgezeichneten Künstlers. Schon 83

Jahr alt, maßte er das große Bild, wie Jesus die Volksmenge in der Wüste speiset. Es nimmt die ganze Breite des Sommer-Refektoriums ein.

Die Bethstühle trifft man nicht bald schöner als in dieser Kirche an: sie sind mit Holz eingelegt und niedlich gearbeitet. Zwey Laienbrüder Lukas Barth und Kaspar Willen haben sie (1802) gefertigt. Die schönen Kästen der Sakristey sind auch bewundernswerthe Arbeiten dieser beyden Kunsttischler.

Vor der Kirche, zu Anfang des Chores rechter Hand gelangt man abwärts in den Kreuzgang, und bey einem zweyten Chore aufwärts in den alten großen Schlaßaal, dessen Gewölbe von 20 Säulen getragen wird. Neben demselben ist die

Sch a t z k a m m e r,

welche sehr schöne Messgewänder, kostbare Kelche, Monstranzen und Kirchengewerthe enthält. Man zeigte da eine mit Perlen und Edelsteinen gezierte Monstranze von wunderschöner Arbeit, dessen Werth auf 30000 Gulden Metallmünze geschätzt wird, und einem Kelche vom reinsten Waschgolde aus der Donau 6000 fl. C. M. werth; einen Dorn aus der Krone Christi, welchen der Abt Marian (1799) sehr schön und kostbar fassen ließ. Das Merkwürdigste in der Schatzkammer ist aber

der Kreuz-Partikel.

Er ist sehr kostbar gefaßt, und die Fassung reich mit Edelsteinen besetzt. Die heilige Reliquie, als Theil des Kreuzes, an welchem der Heiland das hohe Werk der Erlösung vollbracht hatte, hat die Gestalt eines Kreuzes mit

zwey Querbalken, und ist 9 Zoll lang, der obere Querbalken hat $2\frac{1}{2}$ der untere $4\frac{1}{2}$ Zoll Länge. Das Holz ist durchaus $\frac{3}{4}$ Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll tief.

Die Aechtheit dieser heiligen Reliquie kann um so weniger bezweifelt werden, da sie der Herzog Leopold VI. selbst im Jahr 1182 aus Palästina mitbrachte, und sie (1187.) dem Stifte schenkte.

Jeder Christ muß bey Betrachtung derselben mit tiefer Ehrfurcht und Andacht erfüllet werden. An diesem Holze starb der göttliche Erlöser für das Menschengeschlecht im entfernten Asien. Seine Lehre, das Licht in der Finsterniß, drang auch zu uns, und ist nach achtzehnhundert Jahren der die ganze Welt durchleuchtende Stern des Heils.

Schon im Jahre 1336 ließ der Abt Wulfin g. den Partikel in Silber kostbar fassen, die gegenwärtigen Verzierungen, erhielt er durch den Abt Robert im Jahre 1739. Sie sollen über 20000 Gulden C. M. gekostet haben.

B i b l i o t h e k .

Ober der Thür des Bibliothek=Saales befindet sich zur dankbaren Erinnerung an den Gründer und Erbauer das Bildniß des gelehrten Abts Marian. Im Saale sind über 8000 Bände älterer und neuerer sehr brauchbarer Werke, besonders theologischen Inhalts, aufgestellt. Unter den Seltenheiten des Bücherschatzes zeigt man eine Bibel vom Jahre 1491, welche daher bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt worden ist. Handschriften zählt die Bibliothek bey 800.

Der bleyerne Brunnen.

In dem Kreuzgange des Kapitelhauses neben dem Sommer - Refektorium gelangt man zu einem gothischen Gewölbe, welches einen Springbrunnen umschließt, dessen Wasser in ein dreyfaches Becken von Bley fällt. Das unterste und größte hat 32 Schuh im Umfange und ist 5 Zoll dick. Die Fenster vom vielfarbigen Glase zusammen gefest, sollen schon im Jahre 1285 unter dem Abte Sieghard verfertigt worden seyn. Sie stellen in Abbildungen die Familie des heiligen Leopold und die Kirchen zu Heiligenkreuz und Klosterneuburg vor, wie sie ursprünglich waren. Das düstere Licht, welches durch diese Fenster fällt, die Stille, welche rund herum herrscht, und nur durch das Plätschern des herabfallenden Wasserstrahls gestört wird, stimmt das Gemüth zu ernstern Betrachtungen, besonders wenn man in dem Kreuzgange auf die Grabsteine so vieler hier Ruhenden hinblickt. Durch den Kreuzgang gelangt man zu dem

K a p e l l h a u s,

welches gewöhnlich durch ein Gitter verschlossen ist. Hier ist die Ruhestätte so vieler Fürsten Oesterreichs aus dem Babenbergischen Hause und einiger ihrer Gemahlinnen. Am Eingange sind die Nahmen derselben bezeichnet:

Albert, erstgeborner Sohn des heiligen Leopold, gestorben 1136

Ernst der Schöne, Sohn des heil. Leopold, gestorben 1137

Leopold V., Sohn des heil. Leopold, gest 1141.

- Leopold VI., Sohn des Herzogs Heinrich Jasomirgott, gest. 1194.
- Friedrich der Katholische, Sohn Leopolds VI. gest. 1198.
- Heinrich der Ältere, Herzog von Mähling, ein Bruder Leopolds VI., gest. 1223.
- Heinrich, Sohn Heinrichs des Älteren, Herzogs von Mähling.
- Heinrich der Grausame, ein Sohn Leopolds VI., gest. 1227.
- Friedrich II., der Streitbare, ein Bruder Heinrichs des Grausamen, gest. 1246.
- Rudolph und Heinrich, Söhne des Otto von Bayern und Enkel Kaiser Rudolphs von Habsburg, von seiner Tochter Katharina, gest. 1300.
- Kaiza, eine Tochter Sobieslavs, Königs von Böhmen und Gemahlinn Herzogs Heinrich des Älteren.
- Richardis, Gemahlinn Heinrichs des Grausamen, und Schwester Ludwigs, des Landgrafen in Thüringen.
- Gertrud, erste Gemahlinn Friedrichs des Streitbaren, und Tochter eines Herzogs von Braunschweig.

Theologische Lehranstalt.

Um das Stift liegen bey 30 Häuser zerstreut herum, und bilden den Ort Heiligenkreuz, dessen Bewohner sich mehrentheils von der Viehzucht und von Arbeiten im Walde ernähren. In dem Stifte selbst ist eine theologische Hauslehranstalt für die vier Bisthümer des Landes unter der Enns: Heiligenkreuz,

Zwettel, Eilienfeld und Neustadt, welche ihre Kleriker nach vollendetem Noviziate hierher schicken, daß sie die Theologie studieren. Zu Professoren werden Ordensmitglieder aus den vier Stiftern gewählt, welche auch gemeinschaftlich das Gymnasium in Neustadt mit Professoren versehen.

Die Aufsicht über die Kleriker führt ein Präfekt aus dem Orden, welches Ehrenamt durch mehrere Jahre mein Freund, der fromme, gelehrte, herzensgute Priester aus dem Stifte Zwettl, Nivard Weigl zum Nutzen und Frommen der ihm anvertrauten Böglinge versehen hat, bis sein schwacher Körper den angestrengten Arbeiten dieses Amtes unterlag. In früheren Jahren war er als Weltpriester Professor an der theologischen Lehranstalt in St. Pölten, arbeitete dann mit echt christlichem Eifer in der Seelsorge als Pfarrer in Witis W. D. M. B. Da ihm aber die mit den Pfarreinkünften verbundenen Geschäfte einer ausgedehnten Landwirthschaft nicht zusagten, trat er in der Bisterzienser = Orden in Zwettl, und wurde bald in würdiger Anerkennung seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seiner ungeheuersten Frömmigkeit, seiner unbesleckten Sittenreinheit, seiner kindlichen Gemüthlichkeit und Herzensgüte der theologischen Lehranstalt in Heiligenkreuz als Präfekt vorgefetzt. Im Stifte Heiligenkreuz werden auch

S ä n g e r k n a b e n

unterhalten, deren Zahl von der Güte des Abtes abhängt. Gewöhnlich steigt sie auf sechs, und sie sind mehrentheils Söhne ärmerer Unterthanen des Stiftes, der Beamten, Schullehrer und dgl. Sie erhalten auf Kosten des Stiftes Nahrung, Kleidung und andere Bedürfnisse. Sie

werden unter Aufsicht eines Ordensmitgliedes in der Musik unterrichtet, und zum Chordienste gebildet, besuchen die Trivialschule, erhalten durch den Präseken Unterricht in den Gegenständen der dritten Klasse der Hauptschulen, und wenn sie hier gründlich unterrichtet worden sind, in den Gegenständen der vier unteren Grammatikal-Klassen. In neuerer Zeit ist unser guter Violin-Spieler Helmesberger aus diesem Institute hervorgegangen, und der Sohn des Passeyer Sandwirths Hofner ist in demselben unterrichtet worden.

Die

Schwimmschule auf der Moldau in Prag.

Die Fertigkeit in Schwimmen gewährt viele Vortheile.

Das Schwimmen ist unstreitig eine der nützlichsten Geschicklichkeiten. Wer es zu einiger Fertigkeit gebracht hat, wird mit dem Wasser ganz vertraut, und hält sich in demselben für so sicher, als auf dem Lande. Durch den öfteren Aufenthalt und die freye Bewegung im Wasser wird die Keintlichkeit, und eben dadurch die Gesundheit des Körpers ungemein befördert, und man gewinnt an Kraft und Stärke. Wie oft hat ein geschickter Schwimmer

Unglückliche, die von den Wasserfluthen fortgerissen wurden, und in der augenscheinlichen Gefahr zu ertrinken waren, gerettet? Wie Viele finden noch jährlich im Wasser ihren Tod, die sich retten würden, wenn sie schwimmen könnten, oder wenn die Anzahl der Schwimmer so groß wäre, daß augenblicklich einer zu ihrer Rettung sich ins Wasser stürzte? Sollten nicht wenigstens Alle, die auf dem Wasser ihre Geschäfte haben, Schifflente, Fischer und andere, die an Flüssen und Seen wohnen, gut schwimmen können, da Erstere allen Zufällen auf dem Wasser ausgesetzt sind, und Letztere wie diese oft Gelegenheit haben, Andere zu retten. Das Schwimmen hat auch so viel Angenehmes, daß jedem, der Schwimmer im Wasser plätschern sieht, die Lust ankommt, es zu lernen. Nur fehlt es noch sehr oft an Gelegenheit, und ohne Meister und gute Aufsicht ist es gar nicht rathsam, selbst Versuche zu machen. Selbst der geübte Schwimmer muß auf seiner Huth seyn, und nicht zu oft und zu weit allein schwimmen, da ein Krampf in den Händen oder Füßen, oder irgend ein anderer Zufall leicht die freye Bewegung des Schwimmers hemmen, und ihn großer Gefahr aussetzen kann.

Der Mensch schwimmt von Natur aus nicht auf dem Wasser,

da nicht alle Menschen spezifisch leichter als das Wasser sind, oder mit andern Worten, da die Wassermenge, welche durch den in das Wasser eingetauchten Körper des Menschen aus der Stelle getrieben wird, nicht immer mehr wiegt, als der im Wasser schwimmende Körper. Sollte der Mensch auch etwas leichter seyn, so kann er doch nicht

ohne Athemhöhlen ausbauern. Wenn er auch ganz untergetaucht im Wasser nicht zu Boden sinkt, so hilft ihm dieß doch nichts. Um nicht zu ertrinken, muß er den Kopf oder wenigstens die Nase über dem Wasser halten können. Er kann mithin nicht ganz eingetaucht seyn, es wird durch seinen Körper weniger Wasser aus der Stelle getrieben, und dieses wird nun bey den meisten Menschen weniger wiegen, als ihr Körper. Um also mit dem Gesichte über dem Wasser zu bleiben, werden die Meisten einige Kraft anwenden müssen, indem sie mit den Füßen und Händen einen Stoß gegen das Wasser ausüben, welcher den Körper, wenn er sinken will, wieder in die Höhe treibt. Wird dieser Stoß mit den Händen und Füßen senkrecht hinunter ausgeführt, so kann der Körper nur von dem gänzlichen Eintauchen und Untersinken geschützt, nicht aber fortbewegt werden. Zu letzterer Absicht muß der Stoß schief geschehen.

Das Schwimmen auf dem Bauche ist schwer, weil der Körper dabey eine ungewohnte Stellung, und ungewohnte Bewegungen machen muß. Um vorwärts zu kommen, ist es am vortheilhaftesten. Der ganze Kopf muß außer Wasser gehalten werden, daher braucht es viele Kraft, um abgemessene Stöße mit den Händen und Füßen zu führen.

Das Schwimmen auf dem Rücken ist am leichtesten, wenn man nur den Hinterkopf, so weit es angeht, eintaucht, so daß die Nase oder Gesichtsfläche über dem Wasser bleibt. Auf diese Art ist fast der ganze Körper eingetaucht, und verliert beynähe sein ganzes Gewicht; die einzige Uubequemlichkeit, daß ein wenig Wasser in die Ohren kommt, ist sehr unbedeutend. Eine schwache Bewegung der Hände und Füße ist hinreichend zur Erhaltung und Fortbewegung. So viel im Allgemeinen vom Schwimmen.

Hauptmann v. Pfuel errichtet die erste Schwimmschule.

Seiner Majestät, unserm gnädigsten Landesvater entging auch nicht, wie nützlich es seinen Unterthanen und besonders den Militärs- Personen seyn würde, wenn viele das Schwimmen zur Fertigkeit brächten. Er gab daher an alle Regimenter den Befehl, die Schwimmkunst möglichst in Uebung zu bringen, und Hauptmann v. Pfuel war der Erste, der eine Schwimmschule zu Prag in der Moldau anlegte, in welcher bis jetzt sehr viele geschickte Schwimmer gebildet worden sind. Von allen Regimentern Böhmens wurden Offiziere, Unter-Offiziere und Gemeine an ihn abgeordnet, welche zu Schwimm-Meistern gebildet werden sollten, um im folgenden Sommer ihre Kameraden abzurichten. Ihm wurden mehrere im Schwimmen geübte Offiziere als Gehülffen beygegeben, und in kurzer Zeit waren zwanzig Meister gebildet, die über hundert Schüler unterrichteten.

Meinen jungen Lesern wird es nicht unangenehm seyn, ihnen im Allgemeinen

die Einrichtung dieser Pfuel'schen Schwimmschule.

zu erklären.

In der Moldau stehen neun Pontons. Der Schwimm-Lehrling entkleidet sich in denselben bis auf die leinenen Schwimmhosen, die bis auf den halben Schenkel reichen. Dann wird ihm ein hanfener Gurt unterhalb der Brust befestiget, an welchem hinten auf dem Rücken ein drey Klafter langer Strick befestiget ist, dessen Ende der Meister,

der im Schiffe steht, um die Hand wickelt, oder an einer Stange befestiget. Jetzt wird dem Schüler erklärt, wie er seinen Leib im Wasser zu halten, und welche Bewegung er mit Händen und Füßen zu machen habe, um sich auf dem Wasser zu erhalten; dann wird er an den Rand des Schiffes geführt und aufgemuntert, einen kühnen Sprung in das sieben bis acht Schuh tiefe Wasser zu thun. Schaden kann der Schüler nicht nehmen, weil der Meister den Strick fest hält.

Hierbey gibt es manchen Scherz. Der Eine nimmt zwey- drey-mahl den Anlauf, ohne den Sprung zu wagen; der Andere läßt sich langsam hinein; dem Dritten klopft das Herz, daß der Gurt sich bewegt; wieder ein Anderer macht allerhand Grimassen, welche die Furcht hervorbringt, und wird mit den Uebrigen allgemein belacht; nur der Beherzteste springt muthvoll ins Wasser, daß es weit und breit umher spritzt. So bald der Sprung geschehen ist, wird der Schüler alsbald von dem Meister am Stricke heraus gezogen, und die Sache so lange wiederholt, bis er ohne alle Scheu und unerschrocken ins Wasser springt. Dieses gilt für die erste Lektion.

Dann wird der Strick, an welchem der Schüler hängt, an einer Stange befestiget, und mit derselben von dem Meister so angezogen, daß der Schüler flach auf dem Wasser liegt. In dieser Lage wird ihm der erste Unterricht im Schwimmen gegeben. Es wird ihm gezeigt, wie er die Schwimmbewegungen oder Stöße zu machen habe; er übt sich darin am angezogenen Stricke. Allmählig wird der Strick nachgelassen, und diese Uebung wird so lange fortgesetzt, bis der Schüler 50 ganze Stöße am schlaffen Seile ohne alle Hülfe und öfters machen kann. Dann wird er von dem Lehrer dem Offiziere vorgeführt, um unter dessen Augen die Probe zu machen.

Er muß ohne Gurt ins Wasser springen und seine Schwimmbewegung in Gegenwart aller vorgelührten Kameraden machen. Dabey sind immer geübte Schwimmer bereit, um ihn aufzufangen, wenn die Probe misslingen sollte. Ueber alles dieses wird ein genaues Protokoll geführt.

Von Tag zu Tag werden die Schüler aufgemuntert, mehrere Stöße nach einander zu machen, und einer sucht es dem andern hierin zuvor zu thun; jeder findet sich gekränkt, wenn er in der Anzahl, statt vorzurücken, zurückbleibt. Da die Uebung gar nichts Lästiges hat, wenn einmahl die Furcht vor dem Springen ins Wasser überwunden ist, so wird dabey immer viel gescherzt und gelacht, und jeder mißlungene Versuch bekritelt, was große Macheiferung erregt. Hierdurch geschieht es, daß manche in kurzer Zeit sehr große Fertigkeit im Schwimmen erlangen. Ein junger Korporal unter andern griff die Sache so eifrig an, daß er am dritten Tage die Leine verließ, des Tages darauf zur Probe im Stoßzählen sich darboth, am fünften Tage über die 260 Schritt breite Moldau schwamm, und am siebenten als Lehrer auftrat, und am vierzehnten schon einen Schüler zur Probe vorführte.

Hat es der Schüler so weit gebracht, daß er 400 Stöße nach einander machen kann, so tritt er in eine

höhere Klasse der Schwimmer.

Es wird ihm nämlich erlaubt, in Begleitung seines Lehrers über die Moldau zu schwimmen, wozu eigentlich nur 300 Stöße erfordert werden. Neben dem Schüler schwimmt der Lehrer, und hinter ihnen etwas seitwärts folgt ein Kahn, in welchem ein Offizier, und an der vor-

deren Spitze ein kündiger Schwimmer mit einer langen Stange sich befindet, um im Falle der Noth bereit zu seyn. Geräth der Schüler in Verwirrung, so wird ihm die Stange zugestreckt, der Meister eilt herbey, und hilft mit, ihn in den Kahn zu heben. In dringenden Fällen muß auch der Offizier über Bord springen, um dem Schüler beizustehen.

Während des Schwimmen sucht man den Schüler durch Aufmunterungen und allerley Scherze bey guter Laune zu erhalten, und alle Anwandlungen von Furcht zu entfernen. Zeigt der Schüler etwas Aengstlichkeit, so legt ihm der Meister von Zeit zu Zeit auf einige Augenblicke die Hand unter die Brust, um ihn zu überzeugen, daß die Hülfe nahe sey. Ist der Schüler einige Tage nach einander über die Moldau unerschrocken geschwommen, so wird ihm auch gestattet, wieder herüber zu schwimmen, nachdem er eine Weile ausgeruhet hat. Zeigt er auch hierin Kraft und Fertigkeit genug, so darf er ohne Ausruhen hin und her schwimmen.

Von dieser Zeit an wird er unter

die Klasse der geübten Schwimmer

gerechnet, und darf nun an den größeren Uebungen Theil nehmen, die wöchentlich einige Mahle veranstaltet werden.

Diese Uebungen bestanden Anfangs bloß darin, daß der ganze Haufe Schwimmer sich gleichzeitig ins Wasser stürzte, und durch einander, wie es jedem beliebte, hinüber und herüber schwamm. Da aber die Zahl der Schwimmer sich mit jeder Woche mehrte, so mußte man, um unangenehme Zufälle, besonders unter den ungeübteren Schwimmern zu beseitigen, eine gewisse Ordnung einführen. Diese bestand darin: so bald die Schwimmer

versammelt waren, wurden sie in Züge von neun bis zehn Mann abgetheilt; jeder Zug bekam in der Regel einen Offizier zum Führer, der rechts schwamm. Jeder Zug war aus starken und schwächern Schwimmern zusammen gesetzt. Diese Züge sprangen auf ein gegebenes Signal in bestimmten großen Zwischenräumen ins Wasser. Keiner durfte sich vom Zuge trennen, so daß es einem Parade-Marsche nicht unähnlich war.

Zwey Kähne begleiten stets diese Kolonne. Da gibt es nun ein ordentliches militärisches Exerzitium auf dem Wasser. Man schwenkt sich, man schwimmt in Front und Reihen, und übt sich so unter mancherley Scherzen im fertigen Schwimmen. Dabey haben in jedem Zuge die guten Schwimmer ein wachsames Auge auf die minder geübteren; sie helfen ihnen nach, und wenn sie nicht mehr mit fort kommen können, bringen sie dieselben ans Land.

Diese Uebungen zogen immer mehr Schwimmlustige herbey, und zu Ende des ersten Sommers 1811 waren 150 geübte, 40 weniger gute und 30 mittelmäßige Schwimmer gebildet. Den Beschluß des ersten Schwimm-Kurses machte das Springen von hohen Gerüsten ins Wasser, wo es für eine Auszeichnung galt, wenn man den Kopf voran mit lang gestrecktem Leibe, ohne sich zu überschlagen, hinabsprang, oder im heftigsten Sturme über den Fluß schwamm.

Die Fortschritte dieser Schwimmschule waren in dem zweyten Jahre viel bedeutender, da obnehin jede neue Anstalt erst durch den guten Erfolg Zutrauen gewinnt.

Seine Majestät, unser gnädigster Monarch würdigten selbst während seiner Anwesenheit in Prag im Junius 1812 diese rühmliche Anstalt seines Besuches. Höchst-dieselben waren mit den Fortschritten der Mannschaft sowohl als der Knaben aus den Regiments-Erziehungsbäu-

fern wohl zufrieden. Sie gaben dem Direktor der Schwimmschule, Herrn Hauptmann v. Pfu el, Ihre Zufriedenheit zu erkennen, und beschenkten die Schwimmer, die unter dem freudigen Rufe: Es lebe der Kaiser! im Wasser vor Allerhöchstdemselben vorbe y defilirten. Dieser erste Versuch hat sehr viele Nachahmer gefunden! In Wien ist im Sommer 1813 nach dem Muster der Prager-Schwimmschule eine Schwimmanstalt errichtet worden, deren Beschreibung folgen wird.

Jede an einem Flusse gelegene Provinzial-Hauptstadt hat eine Schwimmschule, so wie alle J ö g l i n g e der Militär-Akademien, der Korps-Schulen und der Militär-Knaben-Erziehungshäuser im Schwimmen unterrichtet werden. Die Schwimmkunst verbreitet sich unter alle Stände. Güterbesitzer, welche die Sommermonathe auf dem Lande zubringen, haben auf ihren Gütern Schwimmschulen errichtet, in welchen ihre Söhne durch eigene Meister unterrichtet werden.

Der Umgang.

Nichts ist bildender für den Jüngling, als ein gut gewählter gesellschaftlicher Umgang. Er erregt seine Kräfte, hält sie in wirksamer Thätigkeit, und befördert die Ehrliche und das Streben nach nützlichem Wissen. Besuchte er keine Gesellschaften, so würden seine Kräfte verrosten, und er würde, statt immer in seiner Ausbildung fortzuschreiten, eben so viel an Kraft als an Einficht verlieren, linkisch und blöde werden.

Nur wähle sich der Jüngling vorsichtig den Umgang mit tugendhaften und mit solchen Menschen, welche mehr Einsicht und Kenntnisse, mehr Bildung und Zartgefühl, als er haben, wenn sie ihm auch nicht immer an Jahren überlegen sind. Frohsinn und heitere Laune würzen die Gesellschaft, und machen für das Gute empfänglicher. Der Umgang mit so gebildeten Menschen ist eine Schule der Tugend und Wissenschaften, in der alle Gefühle für das Gute veredelt, alle gehässigen Leidenschaften ausgerottet werden, und das Herz für alles Gute und Große begeistert wird.

Der Umgang schleift die Sitten ab, macht gefällig und dienstfertig, wie er auch die Sprache bildet. Wer vor Andern Achtung hat, lernt auch sich achten, er scheuet sich in ihrer Gegenwart etwas Unanständiges oder eine Nothheit zu begehen, wie er auch jede Unschicklichkeit vermeidet, und wetteifert, es jedem in der Gesellschaft an Gefälligkeit zuvor zu thun. Doch hüthe man sich Verfeinerung des äußeren Anstandes für die Wesenheit des Menschen zu halten. Tugend und Herzengüte müssen durchschimmern, und der äußern Bildung erst seinen Werth geben.

Der Umgang ist zum Sprechen, zum Vernünftig-sprechen und nicht zum Verstummen oder zum Klatschen bestimmt. Wer geistreiche Gesellschaften besucht, wird nicht nur an richtigen Begriffen, an gediegenem Urtheile und geistiger Ausbildung zunehmen, sondern er wird auch sein Talent zu sprechen vervollkommen, und lernen, seine Gedanken richtig und gefällig mit Worten auszudrücken, ein Vorzug, den selbst der Gelehrte, wenn er immer zwischen den Mauern seines Studier-Stübchens eingeschlossen ist, oft entbehrt.

Der Umgang erhält stets den edlen Ehrtrieb rege,

bey Andern Achtung zu verdienen, und dieser Trieb leitet den Jüngling unaufhörlich zum Erwerb von Tugenden und Kenntnissen an, durch welche man nur wahre Achtung sich erwerben kann.

Im vertrauten Umgange zeigt sich der Mensch, wie er ist; alle seine guten und bösen Eigenschaften stehen ohne Maske da, seinen Leidenschaften läßt er den Zügel, den sonst der Scheu vor andern Menschen festhält. Hier sammle der Jüngling Menschenkenntniß, ohne sich von dem Laster, welches sich oft in der reizendsten Gestalt zeigt, anziehen und fesseln zu lassen. Hier sondere er das Gute von dem Bösen, lerne Menschen scharfsichtig beurtheilen, ohne sie schadenfroh zu bekriteln. Eine Schule der Menschenkenntniß öffnet sich, wenn man mit Menschen von verschiedener Gemüthsart, verschiedenen Talenten und verschiedenem Charakter umgeht. Hier lernt der Jüngling, an wen er sich anschließen, wen er mehr als die Pest fliehen soll.

Außerordentliche Anhänglichkeit der Hunde an Menschen.

Der Hund, welcher bloß seinem natürlichen Instincte folgt, beschämt nicht selten den Menschen, indem er ihn oft an Dankbarkeit, Liebe und Aufopferung übertrifft.

Erstes Beyspiel.

In London hatte Jemand, wie Herr Gibbin erzählt, einen Hund, der eine so große Zuneigung zu sei-

nem Herrn hatte, daß ihm in Abwesenheit desselben nichts ein Vergnügen machen konnte. Der Mann heirathete, und nicht lang darauf schien der Hund weniger Anhänglichkeit gegen ihn zu zeigen, und er ließ eine Unbehaglichkeit an Allem, was im Hause geschah, merken. Als er aber von seinem Gebiether wie zuvor liebkoset wurde, so nahm seine Zufriedenheit wieder zu, und er war so munter und fröhlich als jemahls.

Dreyzehn bis vierzehn Monathe nachher wurden diese Eheleute mit einem Kinde beschenkt. Da dieses von den Aeltern sehr zärtlich liebkoset wurde, verrieth der Hund eine große Unruhe, und man sah nur zu deutlich, daß es ihm nicht wohl war. Je mehr Zuneigung man dem kleinen Kinde bezeugte, desto mehr nahm die Betrübniß des Hundes zu; er schlug jede Nahrung aus, und nichts konnte ihn zufrieden stellen, ob er schon mit der größten Zärtlichkeit gepflegt und behandelt wurde.

Endlich legte er sich in eine Hütte, wo man ihn durchaus nicht wieder heraus bringen konnte; er achtete nicht auf Schmeicheleyen, fraß nicht, und beharrte bey diesem Entschlusse, bis er ganz erschöpft war und starb. Wahrscheinlich hatte der den Hunden angeborne Neid auch Antheil an dieser Veränderung des Hundes, und half seinen Tod beschleunigen.

Zweytes Beyspiel.

Herr Gibbin führt noch ein Beyspiel von der zärtlichen Anhänglichkeit eines Hundes gegen seinen Herrn an. Dieser hatte ein Geschäft, das ihn alle Monathe nöthigte, eine Reise zu machen. Seine Abwesenheit dauerte jedes Mahl eine kurze Zeit, und sowohl seine Abreise, als seine Wiederkunft war auf den Tag bestimmt.

Der Hund verrieth immer Traurigkeit, wenn der Herr abgereiset war, und seufzte in einem Winkel; er bekam aber seine vorige Heiterkeit wieder, so bald sich seine Rückkunft näherte, welche er auf die Stunde, ja auf die Minute voraus wußte.

So bald er merkte, daß sein Herr nicht mehr weit von seiner Wohnung entfernt war, lief er an allen Orten des Hauses herum, und wenn die Thür auf die Straße zu war, so ließ er dem Gesinde so lange keine Ruhe, bis es ihm dieselbe aufmachte. Hatte er nunmehr seine Freyheit erhalten, so ergriff er die Flucht, und lief seinem Wohlthäter genau zwey Stunden Weges von der Stadt entgegen; er sprang in die Höhe, und tummelte sich vor ihm herum, bis er einen seiner Handschuhe erhalten hatte; mit diesem lief er vor seinem Herrn her, und hüpfte vor Freuden, bis sie nach Hause kamen.

Diese Gewohnheit behielt der Hund so lange, bis sein Herr alt und schwach wurde, und seine Reise nicht mehr machen konnte. Der Hund wurde ebenfalls alt, und verlor das Gesicht. Dieses Unglück war jedoch für ihn kein Hinderniß, seinen Herrn wie zuvor zu lieblosen er unterschied durch den Geruch diesen von jedem andern, und seine Zuneigung und Besorgnisse für ihn nahmen immer mehr zu.

Der Herr starb nach einer kurzen Krankheit. Der Hund, dem dieser Tod nicht unbekannt blieb, begleitete den Leichnam zu Grabe, ob er schon blind war. Er both alle seine Kräfte auf, um zu verhindern, daß man ihn nicht in den Sarg lege, und widersetzte sich hartnäckig, als man den Leichnam aus dem Hause trug. Ohne seinen Herrn gab es nun kein Vergnügen mehr für ihn; er war traurig, achtete auf kein Lieblosen, nahm von Tag zu Tag mehr ab, und wurde hinfällig und kraftlos.

Eines Tages hörte er einen Fremden ins Haus treten. Er sprang, so schwach er war, von seiner Lagerstätte auf, und lief ihm mit dem Zeichen der Freude entgegen. Dieser Mann trug große gewalkte Strümpfe, die sein Herr gewöhnlich getragen. Der Hund, welcher den Geruch seines Herrn noch hatte, vermuthete, daß der Verstorbene wieder komme, aber er täuschte sich; nur die Strümpfe rochen nach dem Herrn, und nach einer genaueren Untersuchung merkte er, daß seine Hoffnung verschwunden sey. Traurig schlich er sich wieder in seinen Winkel zurück, fiel kraftlos auf sein Lager, und starb einige Augenblicke darauf.

Allmacht Gottes.

Gott will — und Sonnen flammen;
Es drängt das Wasser, wenn er spricht
In Wolken sich zusammen,
Und ihre Schläuche reißen nicht.
Er ruft den Ungewittern,
Und sie sind unterthan;
Des Himmels Säulen zittern
Das Meer schäumt himmelan.
Er will, und Blitze zünden,
Daß Dörfer rauchend steh'n,
Auf seinen Wink verschwinden
Oft Berge, Land und Seen.

D e r

Knabe vor dem Teleskop.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Teleskop steh'n
Und sah begierig nach den Sternen:
Allein er konnte nicht viel sehen.
„Was heißt es denn,“ sprach drauf der Knabe,
„Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an:
Er blinzt zuweilen zu, das hab' ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut, nun weiß ich, was ich thu!“
Und hurtig hielt er sich die beyden Augen zu,
Und sah durchs Teleskop nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich seh'n zu
lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

D e r

Wiener-Kanal.

Eine der güttesten und nützlichsten Unternehmungen,
welche unter der wohlthätigen Regierung unsers güttesten
Landesvaters ausgeführt worden sind, ist der neue schiff-
bare Kanal.

Veranlassung zum Baue.

Da durch die immer zunehmende Bevölkerung der Hauptstadt und des Landes der Bedarf an Brennholz mit jedem Jahre größer wurde, die Feueressen, Schmelz- und Brennöfen durch die Aufnahme der Industrie sich immer vermehrten, so mußte der Staat dafür sorgen, daß nie Holz-mangel eintreten könnte. Man suchte also durch Anwendung der Steinkohlen bey der Feuerung den Bedarf an Holz zu mindern. In der Gegend von Wienerisch-Neustadt und Dedenburg waren ergibige Steinkohlen-Bergwerke aufgefunden worden. Aber die Herbeyschaffung auf Wagen bis Wien würde die Steinkohlen nur zu sehr vertheuert haben. Man ersann also ein neues Mittel, den Transport zu erleichtern; man entwarf den Plan zu einem schiffbaren Kanale von Wienerisch-Neustadt bis Wien.

Dieses große und kostspielige Unternehmen auszuführen, gesellten sich patriotische Männer zusammen, und fingen es auf eigene Kosten an. Der gütige Monarch unterstützte sie mit einer großen Summe aus seinem eigenen Familien-Vermögen, und in der Folge übernahm Allerhöchstderselbe den Kanal ganz auf eigene Rechnung, nachdem er den ersten Unternehmern ihre ausgelegten Summen zurück gezahlt hatte.

Beschaffenheit des Kanals.

Die Arbeit wurde im Frühlinge 1797 angefangen, und im Monathe May 1803 befuhren die ersten Schiffe den Kanal. Er reicht bis jetzt von Wienerisch-Neustadt nach Wien. Seine Breite an der Sohle mißt 16 Schuh

und die Tiefe 4 Schuh. Sein Abfall vom höchsten Punkte bey Neustadt, bis zur Oberfläche der Donau bey seinem Ausflusse, beträgt 55 Klafter, und er hat auf dieser ganzen Strecke 52 Schleußen. Nach der Länge des Kanals sind 35 Gebäude zu Aufsicht's-Stationen angetragen. Zu Neustadt, Guntramsdorf und Wien sind Magazine, wo Waaren zur Versendung übernommen werden. Die Schiffe, welche in Neustadt von Pontoniers eigends für diesen Kanal erbaut werden, sind 12 Klafter lang, und $5\frac{1}{2}$ Fuß breit, und fassen bis 600 Centner, und an Brennholz 12 bis 13 Klafter Ladung, welches ein einziges Pferd zieht. Da auf dem festen Lande ein Pferd nur bis 15 Centner fortbringt, so können meine jungen Leser leicht berechnen, wie vortheilhaft und wie wenig kostspielig der Transport auf dem Kanale sey. Für ein Schiff werden bloß drey Mann, die gewöhnlich Soldaten sind, erfordert, von denen einer bey dem Zugferde gebraucht wird. Die Fahrt von Neustadt nach Wien dauert zwey Tage, wobey Mittags und Abends Rast gehalten wird, und zwar zu Leopoldsdorf, Pfaffstetten und Kottlingbrunn, wo überall Ställe für die Pferde bereit sind.

Dieser Kanal zieht sich von Neustadt bis nahe an Laxenburg, geht von dort in einer Krümmung um den Wienerberg herum bis zur Stadt, durchschneidet südöstlich, nahe bey St. Marx, die Linie, und läuft durch die Vorstadt Landstraße herein bis auf das Glacis, wo vor dem Invalidenhause das große Bassin oder der Hafen zum Ausladen der Schiffe liegt, von welchem dann sein Ausfluß in die nahe Donau angebracht ist.

Auf diesem Kanale gingen schon im Jahre 1804 bereits 1715 Frachtschiffe, welche hauptsächlich Steinkohlen, dann Brennholz, Bau- und Dachziegel, Eisen, Wiktualien und Effekten führten, welches alles zusammen

eine Ladung von 573,906 Centnern ausmachte. Im Jahre 1812 wurden schon über 1,100,000 Centner verführt.

Nutzen des Kanals.

Wenn schon alle derley großen Unternehmungen und Baue dadurch dem Lande nützlich werden, daß die zahlreiche Klasse armer Arbeitsleute Verdienst und Unterhalt bekommt, und vor Müßiggang und den damit verbundenen Vergehen bewahret wird, und dieser Schiffs-Kanal großen Nutzen in leichter Herbeschaffung der Bedürfnisse, besonders des Brennholzes und der Steinkohlen für die Hauptstadt hat; so haben die Bewohner Wiens auch noch andere, nicht unbedeutende Vortheile von dieser Unternehmung. Der Raum am Glacis zwischen der Stadt und der Vorstadt Landstraße war ehemals uneben, bey Regenwetter sehr schmutzig, und durch den nahen Ochsenmarkt, besonders an Donnerstagen und Freytagen so gar gefährlich. Die herrliche Kanals-Brücke steht nun da, und verschafft einen bequemen Weg in die Stadt und von da zurück. Wo noch vor 30 Jahren die rohe Volks-Klasse an brüllenden und scheu gemachten Ochsen ihr Vergnügen fand, und die schäumenden Hunde auf sie hezte, tummeln sich jetzt an kalten Wintertagen muntere Jünglinge in Schlittschuhen auf dem Eise herum, und sehen geachtete Männer an ihrem Vergnügen Theil nehmen. Wäre wohl ohne diesen weitläufigen Bassin das für den Körper und die Gesundheit so wohlthätige Schlittschuhsaufen in Übung gekommen? Wo ehemals blöckende Kälber seufzten, und geknebelte Schweine grunzten, und den Vorübergehenden einen unangenehmen Anblick gewährten, sind jetzt Magazine von Waaren aufgethürmt, und man glaubt an einem

großen Handelsplake zu seyn, so verschiedene Nationen, so verschiedenes Fuhrwerk, ein so geschäftiges Auf- und Abladen, ein solches Gehen und Treiben sieht man da. Am dem Kanale selbst sind von Neustadt bis Wien mehrere Mühlen und Wasserwerke angelegt, welche im guten Betriebe sind. Im Winter wird das Eis aus dem Kanale durch die ganze Stadt verführt, und der Verkauf desselben bringt eine gute Einnahme.

Der Geiz.

Es ist doch ein armseliges Bestreben, Geld zusammen zu scharren, sich vom Munde abjudarben, nicht um das Geld zu nützlichen Zwecken zu verwenden, sondern um es im Kasten verschlossen zu haben, und es manchemal ängstlich zählen zu können. Der Geiz gibt zu viel närrischen Auftritten Veranlassung, daß man ihn oft für nichts anders als für eine Art Verrückung halten muß.

Einst träumte einem Geizigen, daß er etwas Geld durchgebracht habe; früh als er aufstand, grämte er sich so darüber, daß er sich erhängen wollte. — Ein anderer Geizhals war jedes Mahl höchst mißvergnügt, wenn er hörte, daß Jemand etwas geerbt hatte. Voll Verdruß sagte er eines Tages: „Ich glaube, wenn auch alle Teufel in der Hölle stürben, ich würde doch nicht ein Paar Hörner erben.“

Eine alte reiche Frau, die außerordentlich geizig war, befahl in ihrem Testamente, daß man sie in einem Stroh-

sack gehüllt, in den Sarg legen möchte, damit dadurch Kleider und Hemden erspart würden. —

Um Licht zu ersparen, las Harpax in der Dämmerung und beym Mondenscheine, bis er sich die Augen so schwächte, daß er auch beym Lichte nicht mehr lesen konnte.

Das Kuhländchen.

Zwischen Mähren und Schlessien, größten Theils zu ersterem gehörig, liegt das sogenannte Kuhländchen, ein kleiner und ungefähr fünf Quadrat-Meilen großer Strich Landes. Ordnungsliebende, muntere, offenherzige, gutmüthige und betriebsame Leute bewohnen ihn. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die überaus zahlreichen Heerden zeichnen dieses Ländchen aus.

Der Name

soll der gewöhnlichen Meinung nach von der hier von jeher gut gepflegten Rindviehzucht herkommen. Andere leiten den Namen dieses Ländchens von einer adeligen Familie her, welche den größten Theil dieses Ländchens besaß, und Krawarz, zu deutsch Kuhhirt hieß.

Das gesammte Kuhländchen hat vier Städte: Neutitschein die Hauptstadt, Fulneck und Oderan in Mähren, Wagstadt in Schlessien, 43 Ortschaften, wovon 33 in Mähren und 10 in Schlessien liegen. Die sämt-

liche Bevölkerung auf den 5 Quadrat-Meilen beträgt bey 40000 Seelen, so daß auf eine Quadrat-Meile 8000 Menschen kommen, welches gewiß die stärkste Bevölkerung irgend eines Fleckens auf der bewohnten Erde ist, wenn man die großen Städte, wo die Menschen auf einander gehäuft sind, ausnimmt.

Die Sprache

im Kuhländchen, einige wenige Dörfer ausgenommen, wo slavisch gesprochen wird, ist durchaus deutsch, in einer eigenen Mundart, die von einem Fremden anfänglich schwer verstanden wird. Sie verwechseln die Selbstlaute mit Ausnahme des *J* in den meisten Wörtern, und sprechen sie sehr gedehnt aus; nebstdem brauchen sie oft dafür eigene Doppellaute, deren Aussprache für einen Fremden äußerst schwer ist.

Der Religion nach sind die meisten Kuhländer katholisch, nur einige Dörfer sind protestantisch; aber beyde Religionsparteyen leben in der höchsten Verträglichkeit und Harmonie mit einander; nur in ihren kirchlichen Andachtsübungen, keines Weges aber im täglichen Umgange bemerkt man einen Unterschied.

Die Bewohner des Kuhländchens zeichnen sich in Rücksicht ihrer

Sitten und Gebräuche

in mancherley Stücken aus. Die weibliche Tracht hat eine ganz eigene Form. Sie besteht in einem kurzen, wenig über die Knie reichenden Rocke, voll Falten, gewöhnlich von licht- oder dunkelblauem, oder dunkelrothem Zeuge, der mit einem breiten Streifen von grünem oder hellblauen

Last eingefaßt ist. Das Hemd ist oben mit einem breiten Halskragen und einer etwas gefalteten Krause, die Koller heißt, besetzt. Bey Alltagshemden sind die Ärmel eng und schließen an den Arm; zum Staate hingegen gehören lange und weite Ärmel, die so blau als möglich gestärkt, und bis an die Ohren hinan gebauscht werden. Beyde Arten haben breite aus einander fallende Manschetten.

Bey ledigen Mädchen vom Kinde an bis zur erwachsenen Jungfrau sind die Haare vorn am Kopfe mitten getheilt, und auf beyden Seiten dicht zurück gestrichen, mit einem breiten, seidenen, hochrothen Bande entweder in einen Zopf geflochten, in dessen Ende bunte flatternde Bänder eingedrehet sind, oder sie werden bloß im Nacken zusammen gebunden, und rollen frey über den Rücken hinab. Frauen tragen über dem Haaryuß blau gestärkte, niedliche, flach anliegende Hübchen. Die Tracht der Männer hat eben nichts Ausgezeichnetes.

Die Hochzeitgebräuche

der Rußländer haben aber manches Eigene. Der Bräutigam, der schon 14 Tage vorher in Begleitung von ein Paar älteren Männern um die Braut bey den Aeltern geworben, und in Gegenwart der Verwandten die feyerliche Zusage erhalten hat, begibt sich am Vorabende der Hochzeit in Begleitung des Brautführers und des sogenannten Vorsprechers zu den künftigen Schwiegerältern, um die Braut zu bitten.

Die Anwerber kommen gemeiniglich an die Hintertür des Hauses, pochen an, werden mit rauhen Worten abgewiesen, fahren fort zu pochen, zu rufen, und endlich die Thür mit alten Löpfen und allerhand Scherben zu bombardiren.

Jetzt wird capitulirt; die Thür geht auf, die Brautwerber bitten, als arme Reisende eingelassen zu werden, was auch nach einigem Wortwechsel geschieht. Jetzt trägt der Brautführer die Bitte des Bräutigams in einer zierlich gesetzten Rede vor; hat dieser geredet, so nimmt der Vorsprecher das Wort, rühmt die Vorzüge des Ehestandes, und bitter: daß Morgen die ehrsame Jungfer Braut, mit Jugend geziert, möge werden in die Kirche geführt. Dann empfiehlt der Bräutigam sich und die Seinigen den neuen Aunderwandten.

Der Hochzeittag.

Am Hochzeit-Morgen erscheinen zuerst die von Seiten der Braut geladenen Gäste im Hause ihrer Aeltern zum Frühstück; wenn aber der Bräutigam mit dem Gefolge seiner Gäste erscheint, so müssen jene der Braut, sie mögen schon gefrühstückt haben oder nicht, den Kommenden Platz machen, und aus der Stube weichen, worin nun von Jenen das Frühstück eingenommen wird.

Ist dieses geschehen, so begibt sich der ganze Zug in die Kirche zur Trauung, und von da aus in das Wirthshaus, wo man bis zu Anfang des Hochzeitmahles tanzt, welches im Winter um drey oder vier Uhr, im Sommer aber noch später aufgetragen wird. Die Gesellschaft des Bräutigams wird in seinem Hause, jene der Braut in dem ihrigen bewirthet. Sind der Musikanten nur drey, so folgen sie dem Bräutigam, sind ihrer vier, so hat die Braut ein Recht auf einen davon.

Nach geendigtem Hochzeitmahle nimmt die Braut von ihren Aeltern Abschied, und begibt sich mit ihrer Gesellschaft zu dem Richter, wo auch das Wirthshaus ist. Das Nähmliche thut der Bräutigam mit den Seinigen.

Hier wird der Ehevertrag, der schon vorlängst festgesetzt worden ist, verlesen, und angefragt, ob jemand eine Einwendung dagegen habe?

Ist dieses geschehen, so folgt

die Ceremonie des sogenannten Aufwerfens.

Dieses geschieht auf folgende Weise: Braut, Kränzjungfer und Brautweib setzen sich an einen Tisch; das Brautweib fordert den Bräutigam auf, der Braut einige Geschenke zu machen. Der Brautführer wirft einige Groschen auf den Tisch; darüber ist man ungehalten, neckt sich beyderseitig; endlich gibt der Bräutigam die eigentlichen Brautgeschenke, welche gemeinlich in fünf Thalern bestehen. Diesem Beyspiele folgen die Gäste, und die ganze zusammen gesammelte Summe macht den eigentlichen Brautsehatz aus.

Nun geht das Tanzen wieder an, und dauert bis in die Nacht. Der Bräutigam darf aber nach der bestehenden Sitte keinen Antheil daran nehmen, sondern sitzt mit den übrigen Männern hinter dem Tische; die Braut hingegen tummelt sich wacker herum.

Wenn nun die Zeit des Weggehens kommt, so geht die Braut von einem Gaste zum andern herum, schlägt um Jeden ihren bräutlichen Mantel; fällt ihm um den Hals, küßt ihn, und erhält von selbem ein Stück Geld: dieses heißt herzen gehen. Und nun führt der Bräutigam die Braut in sein väterliches Haus.

Sonderbare Sitte.

Nicht immer tritt das junge Paar eine eigene Wirthschaft an, sondern gewöhnlich wird im Ehevertrage bestimmt,

daß es das erste Jahr hindurch noch die Kost am älterlichen Tische genießt. Pünktlich mit dem Tage des Verlaufes desselben müssen sich die jungen Eheleute selbst verkösten, was sie auch ohne Widerrede thun. Oft dient der Sohn den Aeltern noch ein Paar Jahre als Knecht. Da erhält er, wie ein anderer seinen Dienstlohn, ist mit am väterlichen Tische, da hingegen sein Weib mit den Kindern an einem kleinen Nebentische, welcher *Ausdingtisch* heißt, auch wohl auf einer Bank, ihre eigene, von ihr bestrittene Kost verzehrt.

Uebergibt der Hausvater sein Gut den jungen Eheleuten gleich nach der Heirath, oder auch später, so muß auch er mit Frau und Kindern an diesem Ausdingtische auf eigene Rechnung speisen; nur wenn er mitarbeitet, sitzt er an dem häuslichen Tische, der bisher der seinige war. Hat er nicht vorher für sich und die Seinigen ein eigenes Ausdingstübchen gebauet, so halten sie sich alle in der allgemeinen Wohnstube, die oft drey Familien beherbergt, mit auf. Jeder geht, ohne sich viel um die andern zu bekümmern, seinen Geschäften nach, und es herrscht, im Ganzen genommen, Einigkeit und Friede im Hause.

W i e g e n l i e d.

Schlaf, süß Kindchen,
Mutter ist wach!
Kannst ja noch schlummern,
Lind und gemach!

Lieb' ist dein Odem,
Himmel dein Traum,
Ruhst mir am Busen
Weicher als Flaum.

Blühest wie Rosen
Mir an der Brust,
Bringest mir wieder
Jugend und Lust.
Weiß nichts vom Leide
Kann ich dich sehn,
Möcht' um uns beyde
Die Welt vergehn!

Zieh, auf den Hügeln
Lächelt der Mond,
Wie es auf Erden
Herrlich sich wohnt!
Schlummre nur, schlummre,
Selig ist Ruh!
Lieben und Leiden
Mußt auch einst du!

E i n

Pudel rettet seinem Herrn das Leben.

Ein Mann, welcher schon lange in eine tiefe Schwer-
muth gefallen war, faßte den unglücklichen Entschluß, sei-

nem Leben ein Ende zu machen. Von seinem treuen Pudel begleitet, ging er an den nahen Strom, um darin seinen Tod zu suchen. Er wählte einen Ort, wo das Wasser sehr tief war, blickte rings umher, ob nicht etwa Jemand sein tolles Vorhaben entdecken möchte, und sprang vom Ufer ins Wasser hinab.

Aber sein Pudel vertrat jetzt die Stelle eines mitleidigen Freundes. Schnell, so bald sein Herr verschwunden war, sprang er ihm nach, zog ihn aus der Tiefe herauf, brachte ihn glücklich wieder auf die Oberfläche des Wassers, und ruderte aus allen Kräften gegen das Ufer, indem er seinen Herrn bey dem Kleide mitzog. Dieser war unwillig und aufgebracht, daß ihm sein treuer Pudel diesen Dienst erwiesen hatte; er jagte ihn fort, warf ihm den Stock nach, und stürzte sich schnell wieder kopfüber in den Strom: doch eilend lief der Pudel wieder herbey, und hohlte ihn abermahls glücklich heraus.

Das kühle Bad hatte indeß die schwachen Nerven des schwermüthigen Mannes aufgefrischt, und ihn zu heiteren Gedanken fähig gemacht. Ermattet warf er sich zwischen Wiesenblumen am Ufer hin. Gottes wohlthätige Sonne erwärmte ihn, allmählig kehrte die Besonnenheit in ihm wieder zurück. Die grünen Fluren rings um ihn, das helle Blau des Himmels, der frohe Gesang der Vögel, selbst sein treuer Pudel, der ihm mitleidig die Hände leckte, erregten in ihm Lust und Liebe zum Leben. Er verabscheuete die That, die er, von Schwermuth niedergebeugt, unternommen hatte, und thränend hob er die Augen gen Himmel, und flehte um Verzeihung.

Seinen treuen Pudel aber, der freudig wedelnd um ihn herum hüpfte, lieblosete er mit aller zärtlichen Sorgfalt, die man einem treuen Freunde schuldig ist.

Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt?
Nein, seine Güte zu ermessen
Sey ewig meine größte Pflicht
Der Herr hat meiner nie vergessen,
Wergiß mein Herz auch Seiner nicht.

Opfer für Menschenrettung.

Am 25ten Junius 1811 ging die 13jährige Tochter des Herrn F. L., eines achtungswürdigen Einwohners von Riga, in Rußland mit ihrem Dienstmädchen aus dem Landhause ihrer Aeltern nach dem Flusse Düna, um sich da zu baden. Das dort sich befindliche Badhäuschen war in der Nacht vom starken Winde ziemlich weit vom Ufer weggetrieben worden, und sie konnten deshalb nicht anders zu demselben gelangen, als auf den im Wasser gelegenen Mastbäumen. Unbedachtsam genug entschlossen sie sich zu diesem gefährlichen Wege; schon waren sie unter Scherzen und Lachen zu dem letzten Baume gekommen, als dieser, so bald sie ihn mit dem Fuße betraten, sich umwendete, daß sie Beide abglitschten, und ins Wasser fielen.

Das sah ein russischer Matrose, der sich nicht weit davon befand. In einem Nu sprang er ins Wasser, und zog das Dienstmädchen glücklich heraus, welche sich dann an den Mastbäumen ans Land half. Hierauf faßte er auch so gleich das Kind, und suchte, indem er dasselbe mit der einen Hand hielt, mit der andern aber schwamm, die Mastbäume zu erreichen.

Vergebliches Bemühen! Umsonst strengte er sich wiederholt an, aus dem Wasser auf diesen Baum zu steigen, der sich immer, bey jeder Berührung umwandte. Den Matrosen verließen die Kräfte, und er und das Kind sanken unter.

Das gerettete Dienstmädchen hatte zwar um Hülfe geschrien. Man zog die Ertrunkenen bald wieder heraus, aber alle angewandte Mühe, die geliebte Tochter der zärtlichen Aeltern und ihren großmüthigen Retter wieder ins Leben zurück zu bringen, waren fruchtlos.

Heil dem menschenfreundlichen Manne, der in Rettung seiner Mitmenschen den Tod fand; ein undergänglicher Lohn wartet seiner im andern Leben!

Geistesgegenwart und glücklicher Einfall.

Mehrere Knaben liefen im Winter des Jahres 1790 auf einem See in der Gegend von Yorkshire in England Schlittschuh. Einer von ihnen wagte sich weit hinaus, das Eis brach unter seinen Füßen, und er stürzte ins Wasser.

Der arme Knabe schien ohne Rettung verloren zu

seyn, seine Gespielen verließ alle Besinnung, und sie fingen zu jammern an. Kein Erwachsener war in der Nähe, der dem Verunglückten zu Hülfe kommen, ihm ein Seil zur Rettung hätte zu werfen können. Die Knaben fürchteten sich, der Stelle sich zu nähern, wo die Eisdecke gebrochen war, und ihr Kamerad im kalten Wasser auf- und untertauchte.

Nur ein Knabe verlor die Fassung nicht. Ihm fiel ein, daß ein Bret, wenn man es senkrecht auf dünnes Eis stellt, durchbricht; wenn man es aber wagrecht auf dasselbe legt, und selbst noch mit andern Körpern beschwert, von der schwachen Eisdecke getragen wird. Mit einem Blicken Himmel dankte er Gott, daß ihm ein guter Einfall gekommen sey, bath um Gelingen, und wollte so gleich denselben in der gegenwärtigen Gefahr anwenden, um den verunglückten Kameraden zu retten. Er bath die andern Knaben, sich der Länge nach hinter einander auf das Eis zu legen, und jeder sollte den zunächst vor ihm liegenden so lange vorwärts schieben, bis der Vorderste zu der Oeffnung komme, wo das Eis eingebrochen war, und wo der Verunglückte noch immer auf- und niedertauchte.

Alles geschah, wie es der Knabe anordnete; der Vorderste erhaschte den Verunglückten beym Arme, zog ihn aus dem Wasser, und wurde mit ihm von denen, welche hinter ihm lagen, bis ans Land gezogen. Der Gerettete war *Ruben Percy*, der in der Folge als englischer Schriftsteller berühmte wurde.

Hochzeitgebräuche

der

Rußniaken in Galizien.

I.

Das Werben um die Braut.

Wenn ein rußniakischer Jüngling heirathen will, so bittet er einen alten vertrauten Mann im Dorfe, welcher der Hochzeitgebräuche wohl kundig ist, daß er ihm bey der Werbung um die Braut und bey den übrigen gewöhnlichen Hochzeitfeierlichkeiten zur Seite seyn, und alles leiten möchte. Dieser erhält dadurch den Nahmen *Starosta*, (Zeremonien-Meister).

Der *Starosta* begibt sich vorläufig zum Vater des Jünglings, und fragt ihn, ob er mit dem Vorhaben seines Sohnes einverstanden sey. Bejahet es dieser, so nimmt der *Starost* und der Jüngling eine halbe Maß Branntwein mit sich, und sie gehen in das Bauernhaus, in welchem das Mädchen wohnt, welches sich der Jüngling zur Braut ausgewählt hat. Nach dem Eintrittsgruße wendet sich der *Starost* zu den Aeltern des Mädchens und fragt, ob sie nicht eine Waare zu verkaufen hätten? — Wünschen die Aeltern den Freyer zum Tochtermann, so antworten sie: „Ja, wir haben eine Waare.“

So bald die Aeltern diese erwünschte Antwort gegeben haben, nimmt der *Starost* den Krug oder die Flasche Branntwein, und trinkt auf die Gesundheit der Jungfrau, und fragt sie, ob sie den mitgebrachten Jüngling liebe? Das Nähmliche thut der Jüngling; er fragt dann die Aeltern, ob sie

ihn zum Gatten ihrer Tochter wünschen? Machen sie ihm eine freundliche Miene, so trinkt er dem Vater zu; dieser reicht dann seiner Gattinn, und diese der Familie und allen Angehörigen im Hause den Trunk, welche, einer nach dem andern, auf das Wohl des Freyers trinken.

Mit diesem ersten Bewillkommungs - Komplimente wird aber noch nichts entschieden, sondern die Aeltern versprechen nur, daß sie diese wichtige Angelegenheit reiflich überlegen werden. Beym Weggehen fragt der Starosta und der Freyer, wann sie ihren Besuch wieder abstatten dürfen. Die Aeltern bestimmen den Tag, und lassen den Wunsch merken, daß dieses Mahl auch Vater und Mutter des Jünglings mitkommen mögen.

Die Aeltern mit dem Starosta und ihrem Sohne erscheinen dann an dem bestimmten Tage, reichlich mit Branntwein versehen, den sie den Aeltern des Mädchens und dem Mädchen selbst anbiethen. Diese setzen entgegen ihnen Branntwein auf, und so bewirthe man sich wechselseitig. Man gibt zur Heirath seine beyderseitige Einwilligung, und setzt fest, wie viel Heirathsgut man geben wolle, und wo das neue Ehepaar künftig zu wohnen habe. Ist diese ganze Sache in Ordnung gebracht, so trinkt man Branntwein, den die Aeltern der Braut aufgestellt haben.

Waren aber die Aeltern der Braut gegen die Hochzeit, so hatten sie schon vorher einen vertrauten Mann an den Starosten mit der Bitte abgesandt, in dem bewußten Geschäfte nicht mehr zu kommen. Der Starosta meldet dieses dem Jünglinge, und die allenfalls gehalten Unkosten werden von den Aeltern des umsonst gefreyeten Mädchens freundschaftlich vergütet.

Vorbereitung zur Hochzeit.

Wenn beyderseitige Aeltern übereinstimmend sind, so wird die Obrigkeit um die Bewilligung zur Ehe gebethen. Den Aeltern des Mädchens wird von dem jungen Werber ein kleines Mahl gegeben. Man bittet den Poppen (nicht unirten Priester), die dreymahlige Aufkündigung in der Kirche vorzunehmen.

Dieser ruft das junge Paar zu sich, stellt ihnen vor, welche wichtige Verbindung sie eingehen, ermahnet sie, einander bis in den Tod zu lieben und alle Hülfe und Dienste zu leisten. Er prüfet sie, ob sie in der Religion gut unterrichtet sind; und haben sie ihm genug gethan, so dürfen sie zu den Hochzeitfeierlichkeiten schreiten, welche gewöhnlich an einem Donnerstage anfangen.

Schon früh schickt der Bräutigam seine Musik, (ein Paar Violinspieler und einen Bassgeiger) zur Braut und Brautführerin, um Beyden einen guten Morgen zu spielen. Die Braut wählt sich einen eigenen Starosten und zwey Starostinnen, alle verheirathete, der üblichen Hochzeitgebräuche wohl kundige Leute.

Der Bräutigam hat nebst dem Starosten einen Bräutigamsführer, einen Unter-Bräutigamsführer und einen Fahnenträger, welche alle ledige Personen seyn müssen. Die Braut bezahlt ihre eigene Musik, und diese spielt entgegen vor den Thüren aller erst genannten Personen.

Am Freytag geht die Braut von der Brautführerin begleitet im Dorfe herum, und sammelt Blumen und Kräuter zu Hochzeitkränzen. Man pflanzt zu diesem Gebräuche fast in allen Gärten die Raute.

3.

Das Kränze flechten.

Die Dorfmädchen werden auf den Abend zum Kränze flechten geladen. Alles freuet sich. Mit Vergnügen nehmen alle Jungfrauen von Haus zu Haus die Einladung an, und eilen in den Abendstunden zu der Verlobten. Unter Scherz und Gesang bindet man zierliche Kränze. Die Braut fühlt, daß sie zu ihrer Hochzeitfeier bestimmt sind; sie fällt ihren Aeltern, von denen sie sich bald wird trennen müssen, zu Füßen, und mit Rührung stottert sie die Worte: „Allerliebster Vater, innig geliebte Mutter, ich bitte um euren Segen.“

Während dieser feyerlichen Segnung theilen der Bräutigam und der Brautsführer Branntwein unter die Mädchen aus, und diese stimmen in wechselnden Chören traute Lieder an. „Gott und dessen reinste Mutter segne uns,“ singen sie, „damit wir aus den Kräutern niedliche und feste Kränze binden. Dieser Kranz gedeihe uns zur Zierde und zum Ruhme, ihn trägt ein braver Mann.“ — „Im Garten wächst ein Kraut, bleibe doch bey uns, schöne Braut! Wir wollen Kräuter suchen, und hieran Wonne finden.“ — „Wir flechten euch schöne Kränze. Gebt uns nun Branntwein, daß es glänze. Er ersetze unsere Kräfte, und belebe uns zu muntern Tänzen, um das künftige Ehepaar lieb zu gewinnen. Gebt uns Salz und Brot, damit wir uns nimmer satt tanzen, u. s. w.“

So fahren sie abwechselnd fort; dann leert man den Tisch von den Blumen, und setzt ein einfaches Abendessen den Mädchen auf. Muntere Tänze beschließen den Tag, wo auch Braut und Bräutigam traulich zusammen hüpfen.

Feyerlichkeiten am Sonnabende.

Sonnabend des Morgens rückt wieder die Musik des Bräutigams aus, und spielt bey dem Hause des Starosten der Braut, des Brautführers und der Brautführerin, und aller jener vorzüglichen Personen, welche zur Begleitung der Braut bestimmt sind, und rufet sie zum andächtigen Kirchgange. Im stillen Zuge waltet man ins Gotteshaus. Das Brautpaar bereitet sich durch eine reumüthige Beicht zur priesterlichen Einsegnung vor, und alle Hochzeitgäste sollen Zeugen davon seyn.

Dann wird der Bräutigam von den Seinigen, die Braut von den Ihrigen nach Hause begleitet, und ein ländliches Mahl eingenommen. Nach Tische sinkt der Bräutigam zu den Knien seiner guten Aeltern, und der Starost führt statt seiner das Wort.

„Väterlich geliebte Aeltern! spricht er, „Euer Sohn, der unter euern Augen tief gebeugt liegt, bittet durch mich, seinen Diener, um euren Segen, welcher sein Begleiter auf der Wanderung durchs Leben seyn soll.“ Mit Thränen in den Augen erhält der Jüngling den väterlichen Segen.

Nun führt man ihn unter schnarrender Musik im Dorfe herum. Er wandert von einer Bauerhütte zur andern, ohne auch nur vor einer vorüber zu gehen, beugt sich kniefällig vor jedem, den er in der Wohnung antrifft, und bittet um den Segen zu seiner künftigen Ehe. Während dieser Zeremonie sind der Bräutigamsführer, der Unterführer und der Fahmenträger sehr geschäftig, und laden jeden, der ihnen zu Gesicht kommt, im Nahmen des Vaters und der Mutter zur Hochzeit. Vor dieser

Wallung durch das heimische Dorf hatten schon die Starostinnen den herumziehenden vier Männern bunte Kränze angeheftet, wofür sie auch ihre Geschenke an Geld erhielten.

An diesem Tage findet sich auch, besonders bey Reicheren, der Pfarrer zu Mittag bey der Braut ein. Er setzt auf das Haupt derselben einen von ihm mit Weiswasser besprengten Kranz, welcher ihren ganzen Kopf bedeckt. Ist kein Priester zugegen, so übernimmt dieses Geschäft der Brautführer, nachdem er sich voraus den Segen des Starosten erbeten hat. Die Aeltern lobnen den Starosten dafür mit zwey Laiben Brot.

5.

Einladung zur Hochzeit.

Mit dieser Hauptzierde wird dann die Braut im Dorfe herumgeführt. Alles, was man antrifft, wird zur Hochzeit geladen. Musik begleitet den Zug. Die Geladenen geben der Braut einen Bündel Hanf zur Aussteuer. Die Brautführerin übernimmt die Geschenke, und trägt sie in das Haus der Braut. Die Mutter bittet zehn erfahrne Bauerweiber zu sich, um den Hochzeitkuchen zu machen, der so groß ist, daß man ihn mit beyden Armen kaum umfassen kann. Gewöhnlich erscheinen zehn Weiber, sie bringen von Hause Mehl, Butter und Käse mit, und arbeiten in die Wette, diesen Weizenkuchen und Strikelchen wohlgeschmack und zierlich zu bereiten.

Lieder in abwechselnden Chören, von Mädchen gesungen, erhalten die geschäftigen Weiber bey frohem Muth, und empfangen die Braut, wenn sie von dem Kreisgange im Dorfe zurück kommt.

Wechselseitige Geschenke.

An eben diesem Tage, nach der Rückkunft vom Dorfbesuche schickt der Bräutigam der Braut durch die Starosten ein Tuch von schwäbischer Leinwand mit bunten Rändern und rothe oder gelbe Stiefel zum Geschenke. Man heißt dieses Tuch *Bandtuch*, und es wird der Braut um den Kopf geschlungen. Die Braut hingegen sendet durch die nähmlichen Starosten dem Bräutigame und seinem Vater Hemden, der Mutter des Bräutigams aber ein längliches Tuch zum Einhüllen des Kopfes. Dem Ganzen werden von beyden Seiten einige Strizelchen beygelegt.

Im Fortgehen singen die Starosten unter Begleitung der Musik: „Holder Mond! beleuchte unsern Weggehen, damit wir gerade zu dem lieben Mädchen kommen, ohne uns zu verirren, ohne die Geschenke zu verlieren.“ Die Brautführerin näht bey dieser Gelegenheit den Starosten neue kleine Blumensträuße an, und singt mit den Mädchen: „Ihr biedern Starosten! Gebt uns gute Groschen Geldes; der Strauß ist gewiß dessen werth.“

Nun wird das Abendessen aufgestellt, wobey die Starosten abermahls ein Lied trillern. Der Starost der Braut nimmt dann dieselbe zum Tanze und wirbelt einige Male mit ihr im Kreise herum. Dann übernimmt sie der Starost des Bräutigams, um sich mit ihr herumzudrehen. Sie stellt sich aber, als hätte sie krumme Füße und sey nicht ganz gesund. Hierüber scheint er verdrießlich zu werden, und wirft dem Starosten der Braut vor, daß er ihnen schlechte Waare geben wolle, mit welcher der Bräutigam nicht zufrieden seyn könne. Doch die Braut macht dem Streite durch ein rasches und munters Hüpfen ein Ende.

Die Mädchen schließen die Scene des Tages mit dem Gesange: „Geht schlafen, Starosten, jeder nach seinem Posten. Wir müssen alles scheuern, und auf neue Gäste bedacht seyn.“

Die Starosten antworten ihnen, und so entsteht ein Kundgesang, der sich beyhm Bräutigam endiget.

Bevor aber die Gäste aus einander gehen, setzt der Brautführer die Braut sanft auf einen Stuhl, er richtet die Augen gen Himmel, um Segen für den Ehestand über sie zu erbitten, dann nimmt er den Kranz und die Bündeln vom Kopfe der Braut, und löset ihre Haare; die Mädchen singen dabey: „Nicht Bruder, nicht Schwester, kämmt mehr ihre Haare, ein fremder, ein ganz fremder Mann hat diesen Dienst übernommen.“

7.

Zug nach der Kirche.

Der feyerliche Sonntag bricht an. Die Morgenröthe bestrahlet kaum noch das friedliche Dörfchen im Thale, so eilt schon Alles, was nur gehen und stehen kann, den Zug der Brautleute zur Kirche zu sehen.

Ein Tuch, mit Geld behangen, flattert an der hohen Stange, vom Fährlich getragen. Jubel und Freude ertönt von den Hochzeitgästen im feyerlichen Staate. Nur die junge Braut geht niedergeschlagen einher, und Thränen benetzen die rothen Backen.

Die priesterliche Einsegnung geschieht. Das Auge der Jungfrau badet sich in Thränen, und Nührung sieht man auf den Gesichtern der Mädchen und Weiber. Ein fröhliches Mahl mit Gesang und Tanz, bey immer herumgehendem Branntwein-Krüge, beschließt den Tag, und wochenlang sind die beyden Brautleute der Gegenstand des Gespräches der Bewohner des Dorfes.

Allmacht Gottes.

Dein Wort, dein Wink, dein Odem hält
Allmächtiger! die ganze Welt.
Kein Sperling fällt, es fällt kein Haar
Ohn' deinen Willen. Wunderbar
Lenkt deine Hand das Sternenheer,
Und nährt den kleinsten Wurm im Meer.

Merkwürdige Naturerscheinungen.

Am 15. May 1811 zog ein Gewitter über die Gegend von *Dedenburg* in Ungarn. Ein Mann suchte Schutz gegen den Regen, und stellte sich unter einen Baum. Dieses ist immer ein sehr gefährlicher Standort während eines Donnerwetters, weil der Blitz gewöhnlich von den erhabenen Gegenständen angezogen wird. Der Blitz fuhr auf den Baum, und tödtete den Mann.

Während des Gewitters fiel ein starker Regen, den der gemeine Mann für einen wirklichen Schwefelregen hielt; denn die ganze Oberfläche des gesammelten Wassers war mit einem gelben Staube bedeckt, als ob Schwefel dicht darauf liege. Allein die besser unterrichteten Leute ließen sich selbst durch den Schwefelgeruch, den man gewöhnlich nach starken, mit Donnerschlägen begleiteten Gewittern fühlt, nicht irre führen, und fanden, daß das, was als Schwefelpulver erschien, nicht mehr und nicht weniger war, als ein feiner gelber Samen-

staub, von den Blüten der Tannen und anderer Nadelhölzer aus den nahen großen Wäldern; daß der Sturm denselben empor getrieben, der Blütenstaub von den Regentropfen aufgefangen, und mit denselben auf die Erde herabgefallen sey.

So weiß sich der Wohlunterrichtete die seltensten Naturerscheinungen auf eine deutliche Art zu erklären, wo der Abergläubige Wunder träumt, und oft mit Schrecken erfüllt wird.

Die Perlen.

Die Perlen, jener gesuchte und so theuer bezahlte Schmuck der Frauen werden in den Muscheln der Perlenmutter-Auster und in der Klaffmuschel erzeugt. Sie sind Auswüchse, die man entweder in dem Thiere selbst, welches in der Muschel sich befindet, oder in der Schale antrifft; wie sie aber entstehen, darüber sind Naturkundige noch nicht einig. Einige halten sie für unbefruchtete Eyer der Muscheln, andere für Auswüchse, die durch eine Krankheit verursacht, wieder andere für den verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. Viele vermuthen, daß durch den Stich eines feindlichen Wurmes, vorzüglich der Pholaden, diese Auswüchse veranlaßt werden; denn wie dieser Wurm durch die Schale durchzubohren sucht, so überzieht die Auster die gemachte Oeffnung mit einer kalkartigen Materie, welche verhärtet, und so die Perle bildet.

Linné hat so gar erfunden, wie man Perlen mittelst der gemeinen Flußmuschel erzeugen kann; es scheint aber diese Entdeckung nicht viel Vortheil zu bringen, da sie wenig benützt wird.

1.

Perlenfischerey.

In den Gewässern Ost- und West-Indiens und im persischen Meerbusen werden die meisten Perlenmuscheln gefunden. Man trifft sie in einigen Gegenden an Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beysammen an. Solche Orte heißen Perlenbänke, von welchen die berühmtesten bey Ceylon auf der Küste von Japan und bey der Insel Bahrem sich befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra wird diese Muschel gefunden; da sie aber auf dem Grunde des Meeres liegen, so ist das Einsammeln derselben eine sehr mühsame und gefährliche Arbeit. Die Taucher, so heißen die Leute, welche man zur Perlenfischerey gebraucht, werden an Seilen ins Wasser hinabgelassen, nachdem sie zuvor die Ohren mit Baumwolle, in Oehl getränkt, verstopft, die Nase mit einem gespaltenen Horne zugestemmt, und ein Schwamm-ähnliches Gewächs vor den Mund gebunden haben, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Sie haben einen Sack von einem Netze um den Leib, und ein Messer in der Hand zum Abbrechen der Muscheln von den Felsen, an welchen sie angeklebt sind. Gewöhnlich müssen sie 10 bis 12 Klafter tief gehen, ehe sie Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht.

Nach etlichen Minuten, so bald sie ohne Athembohlen nicht mehr aushalten können, müssen sie herausgezogen

werden, sonst sind sie verloren, obwohl sie von Kindheit auf sich gewöhnen, den Athem lang an sich zu halten. Sie können überhaupt nur einige Jahre bey dieser beschwerlichen Arbeit ausdauern. Nicht selten verliert ein Taucher sein Leben durch einen gefräßigen Hay, der ihn entweder ganz verschlingt oder schrecklich verstümmelt; seine Gesundheit aber leidet immer bey dem Untertauchen, und wenn er, wie er den Stein von den Füßen losbindet, nicht schnell heraufgezogen wird, so ist er verloren. Einige Perlenfischer bedienen sich auch der Taucherglocken mit deren Hülfe sie länger unterm Wasser bleiben können. — Die heraufgebrachten Muscheln bleiben im Freyen liegen oder werden in Fässer gepackt, bis das Thier verweset, dann öffnen sich die Schalen, oder sie werden mit einem Messer aufgemacht. Man sucht die Perlen heraus, und reiniget sie mit Sand und Salz. Nicht in allen Muscheln befinden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 10 bis 12. Der Werth der Perlen richtet sich nach der Gestalt, Farbe und Schönheit. Die größten erreichen den Umfang einer kleinen Wallnuß, sind aber sehr selten. Die, welche an Größe den Kirschen gleich kommen, nennt man Kirschenperlen; die ganz kleinen Saapern, auch Staub-, Loth-, Unzen-Perlen. Die man nach der Zahl verkauft heißen Zahlperlen. Nach der Gestalt hat man Tropfen-, die Perlenbirnen; die letzteren sind von unregelmäßiger Figur. In Ansehung der Farben stehen die wasserhellen in Europa im größten Werthe. Die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige Perlen haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz. Die größte Perle in Europa, 25 Karat schwer, soll sich im spanischen Schatz befinden.*

Inländische Perlen.

Aber nicht nur in den entfernten Meeren Ost- und West-Indiens und Persiens werden Perlen erzeugt, auch in den Flüssen Böhmens und Siebenbürgens, selbst in dem Kampflusse im W. D. N. B. und in einigen Bächen des Landes ob der Enns, zwar seltener als in Böhmen, trifft man sie an, und zwar von solcher Schönheit, daß sie den orientalischen gleich kommen, und dieselben öfters an Glanz übertreffen. Freylich hört man nie im Kaufe und Verkaufe von böhmischen Perlen sprechen; aber dieses kommt daher, weil man leider in Oesterreich das Ausländische und Fremde mehr schätzt und sucht, als das Inländische und Einheimische, und weil es die Verkäufer ihrem Interesse angemessener finden, die böhmischen Perlen für orientalische auszugeben, um sie theurer zu verkaufen, wie auch die Kaufleute inländische Fabrikate gern für ausländische verkaufen, um sie um einen höhern Preis an Mann zu bringen. — Wann werden doch die Oesterreicher anfangen, das, was inländisch ist, hoch zu achten, und dem Ausländischen vorzuziehen? Wie kann man Achtung, Liebe und Anhänglichkeit zu seinem Vaterlande haben, wenn das immer besser gefällt, was aus einem fremden Lande kommt? Der Franzose hält nichts für gut, als was in Frankreich ist, und verachtet selbstständig alles um sich her; er bekümmert sich gar nicht um fremde Länder. Durch einen solchen National-Stolz fehlt er zwar auch, aber es gibt einen Mittelweg, und dieser ist: Das Gute und Nützliche in seinem Vaterlande aufsuchen, schätzen und befördern; das was in fremden Ländern Gutes ist, anerkennen, aber auch in sein Vaterland überzupflanzen suchen. Dadurch zeigt sich Liebe zum Vaterlande.

Um wieder auf die inländischen Perlen zu kommen. Man findet sie in Böhmen in dem Flusse *Watawa* und hauptsächlich in der *Moldau*. So hat die Gemahlinn des Grafen von *Kumerskirch*, Besizers der Herrschaft *Horazdiowitz*, welche der Fluß *Watawa* durchströmt, eine Halschnur von den schönsten und größten Perlen, welche in einem Zeitraume von mehreren Jahren in diesem Flusse gesammelt worden sind.

Von Jahr zu Jahr werden noch kostbare Perlen dort aufgefunden, die in Hinsicht ihrer Größe und ihres schönen Wassers den schönsten orientalischen gleich kommen. Die Perlenfischerey in diesem Flusse wird aber nicht allenthalben mit Eifer betrieben, sondern es werden nur gelegentlich nach Ueberschwemmungen, wenn der Fluß wieder in das alte Flußbeet zurückgetreten ist, die am Ufer zurückgebliebenen Perlenmuscheln aufgesucht und geöffnet, wo man dann nebst Kropf- und andern unförmigen und unreifen Perlen oft sehr schöne, blendend silberweiße, vollkommen runde und reife findet.

Weit ergibiger und wichtiger aber als diese Perlenausbeute des Flusses *Watawa* ist jene im südlichen *Moldau=Strome* von *Krumau* an bis unterhalb *Frauenberg* im *Budweiser Kreise*. Dieser Fluß, obwohl die Perlenfischerey auch hier nicht mit Sorgfalt betrieben wird, liefert alljährlich nebst vielen hundert unreifen und unförmigen, sogenannten *Kropf-, Wolfs- und Staub-Perlen* sicher und gewiß drey bis vierhundert Stück Perlen von vollkommener Reinheit, Rundung und Schönheit, welche zu sehr hohen Preisen verkauft werden.

So hat im Jahre 1803 ein einziger Kaufmann, der in den Sommermonathen wegen dieses Perlenkaufes aus *Baiern* in die Gegenden von *Budweis* zu kommen pflegt, über neunzig der schönsten Perlen von verschiedenen

Perlenfischern gekauft. Diese Perlen haben auch verschiedenes Wasser. Bey einigen ist es röthlich, bey andern silberweiß, bey einigen blendend weiß, wieder bey andern grünlich; daher ist es schwer, Schnüre von gleich großen und wassergleichen böhmischen Perlen zusammen zu bringen, und sie werden gewöhnlich mit den orientalischen vermengt, so daß man selten eine Schnur von ganz gleichen Moldauperlen antrifft, was doch in der Folge leichter geschehen kann, wenn diese Perlenfischerey, auf welche in den letzten Jahren gut unterrichtete und patriotischgesinnte Männer aufmerksam gemacht haben, mit mehrerer Sachkenntniß und größerer Sorgfalt betrieben wird.

Anbethung Gottes.

Bedenk' ich Schöpfer Deine Macht,
Blick' ich in seine Ferne,
Und überseh' des Himmels Pracht,
Und Sonne, Mond und Sterne,
So beth' ich dich voll Ehrfurcht an.
„Was ist der Mensch,“ ruf' ich alsdann
„Daß du dich sein erbarmest?“

Achtung für kindliche Liebe.

Kaiser Joseph II. war im Jahre 1788 im Begriffe, zu der Armee, welche gegen die Türken focht, sich zu begeben. Er war nicht ganz gesund, und von den Gefahren des Krieges unterrichtet, setzte er mit gewohnter Vorsicht den Gang der Regierungsgeschäfte vor seiner Abreise fest, und machte sein Testament.

Eben hatte er dasselbe unterzeichnet, und ging aus seinem Kabinette durch einen schwach beleuchteten Gang in seine Gemächer, als er einem jungen Offizier ohne Uniform begegnete, der mit den Sekretären des Kaisers auf vertrautem Fuße stand. Er wollte denselben seine traurige Lage klagen, daß er am folgenden Tage ins Feld gehen sollte, und seine sehr kranke Mutter am Sterbebette verlassen müßte.

Der Kaiser erkennt ihn, und fragt, was er wolle. „Ich wollte zu Herrn v. A—n gehen,“ war seine Antwort. Der Kaiser erbiethet sich, mit herablassender Güte, ihn dahin zu führen. Eine so seltene Herablassung des Monarchen löst dem jungen Offizier Zutrauen ein; und macht ihm Muth, dem Kaiser sein Anliegen zu eröffnen. Gerührt von der kindlichen Liebe des Offiziers, sagte der große Monarch die merkwürdigen Worte: „Sie müssen Ihre Abreise verschieben; Sie waren Sohn, bevor Sie Soldat wurden.“

Wackere öfterreichische Krieger.

1.

Der Feldwebel Uhlisch.

Am 22. May 1809 im wüthendsten Kampfe um das Dorf Aspern, erhielt der Ober-Lieutenant Schuffenhauer vom Regimente Neuß-Plauen den Auftrag, den Feind aus der Gasse links von der Kirche zu vertreiben. Tapfer drang er vor, die Feinde wichen; aber zu gleicher Zeit wurde er von einer Feindesschaar umgangen, angegriffen, und stürzte, von drey Mustertenkugeln getroffen, zu Boden.

Die tapferen Oesterreicher, ihres Anführers beraubt, fingen schon an, der Uebermacht zu weichen. Da rief der Feldwebel Uhlisch, vom Mitleiden und Ehrgefühl gleich stark ergriffen, seiner Mannschaft zu: „Wollen wir unsern Lieutenant in den Händen der Feinde lassen? Brüder, mir nach!“

Mit gefülltem Bayonnete stürzt er, von drey Braven so gleich begleitet, auf die nächsten Franzosen, macht sich eine Oeffnung durch die Feinde bis zu dem schwer Verwundeten; durch den Heldenmuth des Feldwebels angefeuert, eilen mehrere Waffenbrüder herbey, und tragen ihren Ober-Lieutenant zurück. Er genas an seinen Wunden, und dienet jetzt dem Vaterlande wieder.

2.

Der Tambour Wied.

In der Schlacht bey Znaim am 11. Julius 1809 schickte der Major Karg von ebendemselben Regimente

gegen den ihm gegenüberstehenden Feind Plänkler vor, um ihn zu beunruhigen. Der Tambour Wied, ein vierzehnjähriger Knabe, both sich freywillig an, sie zu begleiten, und folgte ihnen unerschrocken nach. Durch sein ununterbrochenes mannigfaltiges Spiel munterte er nicht nur die Plänkler auf, sondern täuschte auch die Feinde, welche ihre Gegner viel zahlreicher vermutheten.

Seine Trommel wurde ihm durch eine kleine Kugel zerschossen; er warf sie weg, und erspähet einen feindlichen Tambour, der ihm an Alter und Größe weit überlegen war, geht auf ihn los, entreißt ihm seine Trommel, kommt zu den Seinigen zurück, und fährt dann ruhig wieder fort, durch sein Spiel die Plänkler zum Angriffe aufzumuntern, welche auch ihren Posten behaupteten.

3.

Der Korporal Zahn.

Als am 19. Aprill 1809 Nachmittags um zwey Uhr eine starke Abtheilung bayerischer Truppen über die Brücke bey Biburg vordrang, und das dritte Bataillon vom Infanterie-Regimente Kaiser, welches schon mehrere Stunden hindurch tapfer kämpfte, zu werfen drohete, rückte der Korporal Zahn vom dritten Artillerie-Regimente mit seinen zwey Kanonen (es waren Sechspfünder) unter dem heftigsten feindlichen Feuer auf eine kleine Anhöhe vor das Bataillon. Hier feuerte er so geschickt und so schnell, daß der Feind es nicht wagte, weiter vorzudringen. Doch dieser führte mehrere Kanonen auf, und suchte das österreichische Geschütz zu zerstören, oder vom Feuern abzuhalten.

Die Kanonade war schrecklich; eine feindliche Granate traf einen Pulverkarren in der Nähe der österreichischen Kanonen, und sprengte ihn in die Luft. Der Fuhrknecht mit

seinen zwey Pferden wurde getödtet und ein Handlanger verwundet. Zu gleicher Zeit stürzt der Vormeister, von einer Flintenkugel getroffen, todt nieder, und Zahn selbst wird durch ein Stück von dem zerschmetterten Pulverkarren zu Boden geschläudert. Die ganze Mannschaft ist bestürzt, unentschlossen, ob sie ihre Kanonen zurück ziehen, oder ihre Stellung behaupten soll.

Zahn erholt sich von seiner Betäubung, springt schnell auf: „Kameraden!“ ruft er seinen Waffengefährten zu, „es hat nichts zu bedeuten, muthig frisch an die Kanonen; wir müssen die Granate zehnfach zurück schicken.“

Er tritt an die Stelle des erschossenen Vormeisters; seine Worte, sein Beyspiel beleben die Mannschaft mit neuem Muth; die Kanonen werden gerichtet, fast jeder Schuß trifft ein feindliches Geschütz, und im Kurzen sehen die jubelnden Oesterreicher sechs Kanonen, die durch Zahn's wohl eingerichtetes Feuer unbrauchbar gemacht worden waren, aus dem feindlichen Treffen zurück ziehen.

Doch der Feind führt neues Geschütz an die Stelle des unbrauchbaren vor; einem der zwey Geschützpfünder wird die Achse abgeschossen, und zwey Mann werden dabey getödtet. Zahn wird nicht aus der Fassung gebracht, um desto eifriger fährt er fort, mit dem andern zu feuern. Aber das feindliche Feuer wird immer stärker, die Zahl der Angreifenden wächst mit jedem Augenblicke, und um nicht überflügelt zu werden, zieht sich das Bataillon zurück.

„Meine demontirte Kanone,“ ruft Zahn aus, „soll den Feinden gewiß nicht als ein Seitenszeichen dienen;“ er befestiget sie auf der Proze, und bringt sie glücklich zurück.

Die Heldenthat des unerschrockenen Zonas, der, um einige seiner Waffenbrüder und einen Theil des Gepäcks zu retten, sich schnell zum Selbstopfer darboth, ist im III. B. S. 124 erzählt worden. Hier folgt ein Seitenstück.

4.

Der Grenadier vom Regimente Deutschmeister.

Als das österreichische Heer von Landsbut nach Neumarkt am 21. April 1809 sich zurückzog, wurden zwey schwache Grenadier-Kompagnien vom Regimente Deutschmeister in einem Gehölze aufgestellt, um den Rückzug durch den Hohlweg von Geisenhausen zu decken. Beym Ausgange des Gehölzes sahen sie sich mitten in einer Ebene von einer zahlreichen feindlichen Reiterey bedroht. Ein Grenadier bemerkt einen verlassenen Pulverkarren zwischen ihnen und dem Feinde, eilt darauf los, gibt Feuer und sprengt ihn in die Luft. Mehrere anpressende Reiter wurden verwundet, aber auch der österreichische Held liegt — ein Opfer seines Muthes, zerschmettert da.

Durch das unvermuthete Losknallen des Pulverkarrens abgeschreckt, wagen es die Feinde nicht, weiter vorzudringen; die Grenadiere von Staub und Pulverdampf einige Zeit gedeckt, ziehen sich durch die Ebene eilig zurück, und treffen ohne weitern Verlust bey ihrem Bataillon ein; nur von Ferne folgten ihnen die Feinde nach.

Schade daß der Name dieses Helden bis jetzt noch in keinem öffentlichen Blatte genannt ist; er verdiente es, der Nachwelt bekannt zu werden. Den Niederösterreichern gebührt indessen das Vergnügen, in ihm einen ihrer Landsleute zu vermuthen, da das Regiment Deutschmeister theils in Wien, theils in der umliegenden Gegend seinen Werbbezirk hat.

5.

Hauptmann De Baenst.

Der Hauptmann De Baenst, ein ausgezeichnete Offizier vom Infanterie-Regimente Gyulay hatte durch

V. Bd.

tapferes Sammeln der zerstreuten Oesterreicher und rasches Vordringen gegen den Feind in der Schlacht bey Neumarkt am 24. April 1809 den rechten Flügel des österreichischen Heeres gesichert. B.) den wiederholten Angriffen, die er an der Spitze seiner Truppen mit gefälltem Bayonette machte, stürzt er, von einer Musketenkugel getroffen, zu Boden; sein rechter Fuß ist zerschmettert.

Da ruft der Held, auf der Erde liegend, seiner Mannschaft zu: „Brüder, rasch vorwärts!“ und bezeichnet mit dem Degen die Richtung ihres Angriffes, und die Feinde werden wieder geworfen.

Doch diese wurden mächtig verstärkt, griffen die vom langen Kampfe ermattete kleine Schar der Oesterreicher mit Uebermacht an, warfen sie zurück, und De Baenst wird gefangen. Einige der Seinigen kehrten zurück, und entrissen ihn den Händen der Feinde; aber da seine Wunde nicht zuließ, ihn schnell genug zurück zu tragen, und der Feind schon auf ihn und die Retter eindrang, munterte De Baenst diese auf, ihn nieder zu legen, und jetzt schon nur mehr auf ihre Rettung bedacht zu seyn.

Ungern gehorchen die Braven, und verlassen mit Wehmuth den geliebten Anführer; zum zweyten Mahle geriet De Baenst in Gefangenschaft.

Doch ein neuer Angriff der Oesterreicher schlägt die Feinde zurück. De Baenst liegt zwischen beyden streitenden Parteyen; ein Kugelregen fauset über ihn hin. Von Schmerzen furchtbar gefolttert, durch Blutverlust sehr entkräftet, ist sein Vaterland sein einziger Gedanke.

„Vorwärts, Brüder, muthig vorwärts!“ ruft er auf der Erde hingestreckt, seiner Mannschaft aufs neue zu; doch unter dem Knalle der Musketen, unter dem Donner der Kanonen verhallt seine Stimme. Schnell reißt er sich das blutige Schnupftuch, mit dem er die Wunde verbunden hatte,

vom Fuße, und winkt seinen Waffenbrüdern, damit zu; er mag sich verbluten, wenn nur diese wieder vordringen.

Seine Mannsraft, durch diesen Anblick begeistert, stürmt Löwen ähnlich auf die Feinde, und wirft sie gänzlich zurück. De Baens t wird zurück getragen, und vergißt seiner Schmerzen über das Vergnügen, den Feind fliehen zu sehen.

S a i t e n .

Die Saiten für Violinen, Harfen, Guitarren, u. dgl. werden aus den Därmen der Schafe, Ziegen, Gemsen, Kagen u. dgl. verfertigt. Die besten Saiten werden aus den Därmen der Lämmer, welche 7 bis 8 Monate alt sind, gemacht; die Gedärme von Schafen, die ein höheres Alter als ein Jahr erreicht haben, dienen, wie die der Schöpfe nur zu gröberen Saiten.

Die Därme müssen zuerst gereinigt und von dem an Klebenden Schleime befreuet werden. Sie werden ins Wasser gelegt, um den Schleim vorerst aufzulösen, und man spannt sie dann aufgeschligt über den Schabebaum, der jenen der Gärber ähnlich ist. Hier werden sie der Länge nach mit einem stumpfen Messer gestrichen, wodurch der Schleim sich ablöset. Je reiner der Darm durch dieses Entschleimen wird, desto schöner tönet die daraus verfertigte Saite. Durch dieses Schaben werden die Därme so dünn, wie ein Zwirnsfaden, da hingegen ein frischer wohl zwanzigmal

so breit ist. Dann werden die entschleimten Därme, die gewöhnlich 12 bis 20 Klafter lang sind, wie eine Garnsträhne auf einen länglich runden Rahmen gespannt und getrocknet. In diesem Zustande nennt man sie Saitlinge.

Die Saitlinge werden dann in ein kaltes Wasser gethan, auf einen Haspel gerade wie Garn gewunden, und in eine Beize von Seifensiederlauge oder von Lauge aus gekochter Pottasche so gelegt, daß das Beizwasser ganz über sie hervorsteht. Auch werden sie täglich herausgenommen, durchgeschüttelt, ausgeschwenkt und dann wieder eingelegt. Durch diese Beize verlieren die Därme noch mehr Schleim; denn sie werden darin öfters mit dem Schleim-Eisen gestrichen. Je länger die Beize dauert, desto reiner werden die Saiten.

Nun werden die Därme auf einer langen Tafel, auf welcher zu beyden Seiten Pföcke befestiget sind, mittelst Bindfaden ausgespannt, und erhalten die zu den Saiten erforderliche Dicke. Zu den feinsten Mandolinen- und Harfensaiten nimmt man nur zwey, zu der dünnsten Geigen-saiten, zu E drey, zu A vier oder fünf, zum D sechs oder sieben Därme. Zu einer Violon-Saite gehören mehr als hundert Därme. Die Saiten werden dann auf einem Rade, wie die Stricke auf dem Seilerrade fest gedreht, und dann wieder über die Pföcke der Tafel ausgespannt.

Um ihnen die gehörige Weiße und Durchsichtigkeit zu geben, werden sie in einem viereckigen Schwefelkasten geschwefelt. Der Kasten ist von allen Seiten geschlossen, und sie bleiben gewöhnlich zwey Stunden im Schwefeldampfe, wodurch sie sehr weiß werden.

Nach dieser Behandlung werden sie wieder über die Pföcke der Tafel oder über einen Rahmen ausgespannt, und in dieser Spannung den Sommer an der freyen Luft und Sommerhitze, den Winter aber in geheizten Zimmern

getrocknet. Hierauf werden sie mit einem Stück Bimsstein oder mit Pferdehaaren abgerieben, mit einem etwas feinen Öhle, z. B. Mandelöhl, leicht bestrichen, um ihnen mehr Geschmeidigkeit zu geben, und darauf zu Ringen über die Hand oder über hölzerne Stöcke gewunden, und sodann durch einen Faden befestiget, daß sie nicht aus einander laufen. Sechzig Gewinde werden wieder zusammen gebunden, und machen einen Bund aus.

In Wien, besonders aber in Böhmen und Mähren werden sehr viele und auch gute Saiten verfertigt, aber die italienischen oder romanischen sind immer die besten. Die Italiener gehen sehr geheimnißvoll bey Verfertigung der Saiten zu Werke. Die Därme der im September geschlachteten Lämmer ziehen sie allen andern vor. Die beste Zeit für die Saitenmacher ist die von Ostern bis September, weil die Arbeit überhaupt Wärme und Trockenheit erfordert. Die Därme von Kalbern werden zu groben Saiten verarbeitet, welche nicht für musikalische Instrumente bestimmt sind. Solche Saiten macht auch der Seiler für Spinnräder. Er muß die Därme zwar beschaben, aber er braucht sich weder bey dieser Arbeit noch bey dem Entschleimen große Mühe zu geben.

Die Güte der Instrument = Saiten wird nach ihrer Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones bemessen. Ein äußeres Merkmal für diese Eigenschaften gibt es nicht; aber sie fehlen allen Saiten, welche nicht durchsichtig und elastisch sind.

Die alte und die junge Wachtel.

Ein Wachtelchen, im Lenz geboren,
Das noch die große Reise nicht gethan,
Kam zitternd zu der Mutter, und hub an:
„Ach Mutter, weißt du schon, wir sind verloren!
Ach Mutter, Mutter, drüben stehn
Zwey Menschen im Gesild', und drehn
Zwey große Schwerter hin und wieder,
Die Halme fallen rauschend nieder!“

Die Mutter sprach: „Mein Kind, die Menschen
mähen.“

„Ach Mutter,“ rief das Kind, „sieh, wo sie gehen,
Da wird der Boden platt und kahl!“

„Bald, sprach die Mutter,“ wird das ganze Thal
„Statt Halme dürre Stoppeln zeigen.“

Das Küchlein sah mit bangem Schweigen
Der Mutter Ruh und heitres Antlitz an.
„Ach Mutter!“ seufzt' es, „was soll dann
Uns Arme schützen und ernähren,
Wenn durch die Sichel Halm' und Aehren
Gefallen sind?“ — —

Die Mutter lächelte und sprach: „Mein liebes Kind,
Das wird die Zeit dich lehren.“

Die Ketter in Feuerzgefahr.

Am 17. Julius 1812 Mittags um halb ein Uhr brach in der Gegend von Hermannstadt ein fürchterliches Gewitter aus, welches sich über den Ort Nebbendorf zog. Der größte Theil der Einwohner war vom Hause abwesend und bey der Arbeit auf dem Felde.

Ein Blitzstrahl fuhr auf eine Scheuer, zündete, und ehe man zu Hülfe eilen konnte, standen schon mehrere Scheuern in der Nähe in vollen Flammen; der Wind wehete heftig, und dem ganzen Dorfe drohete der Untergang.

Mit bangem Herzen eilten die beängstigten Leute vom Felde nach Hause, um nur etwas von ihrer Habe zu retten. Aber vor ihnen waren schon die wackern Artilleristen vom vierten Regimente, die dort im Quartiere lagen, zur Rettung herbeugekommen. Diese Braven, von ihren Offizieren geleitet, und mit allen Gefahren vertraut, arbeiteten mit der größten Anstrengung, das Feuer zu dämpfen, und zu verhindern, daß es nicht weiter um sich griff. Mit Lebensgefahr wagten sie sich auf die brennenden Dächer, um die Feuerspritzen zu leiten, oder dem Feuer durch Abbrechen der Dächer die Nahrung zu entziehen. Nach vielem Bemühen gelang es ihnen, die Flamme zu unterdrücken.

Ein Haus loderte schon in hellen Flammen auf, dichter Rauch drang durch Thüren und Fenster; denn schon die innern Gemächer waren vom Feuer ergriffen. Zwey kleine Kinder, welche die Hitze der Feuersbrunst, der Rauch und das Getöse der Löschenden aus ihrem Mittagschlafe gewecket hatten, winselten in der Stube erbärmlich, und glaubten dadurch ihre Aeltern auf die Gefahr aufmerksam zu

machen, in welcher sie schwebten. Aber diese waren vom Felde bey ihrem Hause noch nicht angekommen.

Die wackern Artilleristen hörten das Sammergeschrey dieser unmündigen Kinder. Vom Mitleiden gerührt, stürzten sich der Korporal Michael Forgacs und der Kanonier Thomas Bretschka mitten durch die Flammen in die Stube, ergriffen die Kinder, welche vom Rauche halb erstickt, schon schwer athmeten, und brachten sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens an einen sichern Ort.

Man stelle sich die Freude der Aeltern vor, welche auf ihrem Rückwege vom Felde weniger um Haus und Habe, als um ihre zwey Kleinen beängstigt waren, die sie schlafend verlassen hatten, wie sie die Lieblinge ihres Herzens durch die heldenmüthigen Bemühungen dieser zwey Kanoniere gerettet sahen.

Mit gleicher Anstrengung und mit nicht geringerer Gefahr retteten die andern Kanoniere die Habe der Einwohner aus den brennenden Häusern, und brachten sie so in Sicherheit, als wenn sie ein ihnen anvertrautes Gut gewesen wäre. Nie werden die Einwohner Nebendorfs die großmüthige Hülfsleistung der braven Kanoniere vergessen. — Ehre und Achtung unsern wackern Kriegern, die nicht nur dem Feinde gegenüber Muth und Entschlossenheit zeigen, sondern auch von Nächstenliebe befeelt, zur Hülfe und Rettung herbey eilen, wo das Leben und die Habe ihrer Mitmenschen in Gefahr sind.

Folgen der Trunkenheit.

Der Schöpfer hat dem Weine eine stärkende Kraft gegeben. Mäßig genossen, ist er eine Wohlthat für die schwer arbeitende und durch Alter geschwächte Klasse. Aber wie das Feuer durch seine wohlthätigen Wirkungen eines der schätzbaren Geschenke der Schöpfung ist, und doch seine zerstörende Kraft, wenn es schlecht bewahret und angewendet wird, zum Leidwesen der Erdbewohner äußert; so wird auch der Wein durch übeln und unmäßigen Gebrauch höchst schädlich. Betrachten wir nur einen Berauschten, wie unsinnig er sich beträgt, wie sinnlos er spricht. Schwächung der Geisteskräfte und der Gesundheit, Zerrüttung des Hauswesens, Zank und Streit, Händel und Schlägerey, allerley Ausschweifungen und Verbrechen, ja oft Mord und Todschlag sind die Folgen der Trunkenheit. Wie mancher hat vom Weine betäubt den schrecklichen Entschluß ausgeführt, und sich selbst gemordet? Nebstbey verliert der Berauschte seine Besinnung; er redet und handelt ganz anders, als er nüchtern zu reden und handeln gewohnt ist; er traut sich mehr Kräfte zu, als er hat; er unternimmt Dinge, die lebensgefährlich sind, und übersieht die Gefahr, welche sich ihm darstellt.

Traurige Beyspiele sehen und hören wir oft, wie Trunkenbolde sich und Andere in größten Schaden gebracht haben, und leider werden sie durch dieselben von dieser ekelhaften Gewohnheit nicht abgeschreckt. Von jeher machte man sich durch die Trunkenheit verächtlich. Der Trunkenbold würdiget sich zum unvernünftigen Viehe herab. Die alten Römer gaben an gewissen Tagen ihren Sklaven so vielen Wein, daß sie berauscht wurden, damit ihre Söhne

das Häßliche der Trunkenheit an den Verauschten wahr nehmen konnten. Der Hang zur Wöllerey ist bey dem gemeinen Volke viel gewöhnlicher, als in gesitteten Ständen. Hier will ich einige wahre Geschichten erzählen, die sich vor einigen Jahren zugetragen haben, und die schrecklichen Folgen der Trunkenheit deutlich darstellen.

Erste Warnungsgeschichte.

Im May 1811 kehrte der Schneidermeister Simon Pl. in Wien aus dem Wirthshause, wo er tüchtig gezecht hatte, spät bey der Nacht nach Hause zurück. Wandend kam er zur Treppe, taumelnd stieg er hinauf. Der Kopf war ihm zu schwer, er glitschte aus, stürzte rückwärts über die Stiege hinab, und brach sich das Genick. So straft sich oft schrecklich die Wöllerey.

Zweyte Warnungsgeschichte.

Der Leinwandhändler *** aus Böhmen betrank sich im nämlichen Monate im Prater, und schlenderte dort herum, bis er in die abgelegensten Gegenden desselben gerieth, und den Weg verlor. Vergebens suchte er einen betretenen Fußsteig wieder zu finden, aber umsonst. Ermüdet warf er sich ins Gras hin, und schlief ein. Aber als er erwachte, war ihm seine ganze Barschaft 5480 fl. aus der Tasche gestohlen. Ein Gauner, deren es in großen Städten bey der größten Wachsamkeit der Polizey doch immer einige gibt, war ihm nachgeschlichen, und hatte die Betäubung im Schlafe benützt, um ihn zu bestehlen. Wie theuer ist diesem Manne sein Kaufsch zu stehen gekommen!

Dritte Warnungsgeschichte.

Jacob B. ein Tagelöhner, arbeitete im Julius 1811 bey dem Baue eines Hauses in der Krugerstraße in Wien. Nach dem Tagwerke ließ er sich den Wein in der Schenke wohl schmecken, und trank ihn im Uebermaße. Mit wirbelndem Kopfe stieg er dann auf das Gerüst, um einen Bündel Holz zu hoblen, den er sich vorher zusammen gelegt hatte. Aber im Herabsteigen verfehlte er eine Sprosse der Leiter, stürzte hinab, und zerschmetterte sich die Stirn an einem Steine so jämmerlich, daß er augenblicklich verschied.

Vierte Warnungsgeschichte.

Der Strumpfwirkermeister N. ging am 24. September 1811 des Abends wohl bezechet nach Hause. Seine Füße wankten, er strauchelte, fiel auf einen Stein, und erschütterte sich durch diesen Fall das Gehirn so sehr, daß er nach wenigen Stunden starb.

Fünfte Warnungsgeschichte.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1811 kehrte der Gartenarbeiter Johann P*, Vater von drey unmündigen Kindern, vom Weine ganz betäubt, nach Hause zurück. Er nahm den Weg zur Franzens-Brücke. Vermuthlich hatte er in seiner Trunkenheit vergessen, daß die Brücke längst abgetragen sey, und an der Herstellung derselben eben gearbeitet wurde. Er ging auf dieselbe los, stürzte über die Mauer derselben hinab, schlug sich die Seitenwand des Kopfes ein, und blieb auf der Stelle todt.

Sechste Warnungsgeschichte.

Am 20. November desselben Jahres fiel der Tischlergesell, Adam Helm, betrunken über die noch mit keinem Geländer versehene Treppe eines neu gebauten Hauses, und starb nach drey Tagen an den Folgen des Sturzes.

Siebente Warnungsgeschichte.

Am 19. November 1811 Nachmittags bestieg, stark berauscht, ein Ziegeldecker ein Dach auf der Landstraße in Wien. Gutmeinend hatte man ihm gerathen, in diesem Zustande lieber herunter zu bleiben. Aber er spottete nur der Warnungen, machte noch in seiner gefährlichen Stellung auf dem Dache allerley muthwillige Bewegungen, stürzte mitten unter denselben herab, und starb kurze Zeit darauf an den Folgen des Falles.

Achte Warnungsgeschichte.

Am 10. April 1812 fiel ein Fuhrknecht, der dem Trunke sehr ergeben war, in Wien von seinem Wagen herab. Die Räder gingen über ihn hinweg, zerbrachen ihm einige Rippen, und der Unglückliche starb nach wenigen Minuten.

Neunte Warnungsgeschichte.

Ein berauschter Schiffknecht suchte am 9. Junius 1811 zu Preßburg ein Weinfäßchen vor den Zollbeamten zu verheimlichen, um keine Mauth bezahlen zu dürfen, und schleppte dasselbe um Mitternacht, während

der Schiffschreiber und die Schiffknechte im tiefen Schlafe lagen, mit einem offenen Lichte in das Schiff, welches mit Hanf, Knoppem und Wein beladen war. Allein während er damit umging, das Fäßchen in einem verborgenen Winkel gut zu verwahren, ergriff das Licht den Hanf, und in wenigen Minuten loderte das ganze Schiff in hellen Flammen auf.

Die Personen, welche auf demselben waren, hatten nicht mehr Zeit sich in die Kleider zu werfen. Im bloßen Hemde mußten sie sich flüchten. An die Rettung des Schiffes selbst konnte nicht mehr gedacht werden. Man mußte vielmehr nur hindern, daß die vielen Schiffe, welche neben dem brennenden vor Anker lagen, und eine Ladung von mehr als einer Million Werthes hatten, nicht ergriffen, und das Feuer nicht auf die Stadt selbst hingeleitet wurde. Man mußte das brennende Schiff ablösen, und den Wellen Preis geben.

Von dem Wasser wurde es an das gegenseitige Ufer getrieben, wo es, ohne andern Schaden zu verursachen, mit der ganzen Ladung im Werthe 90000 fl. verbrannte.

Welchen Schaden hat dieser Unbesonnene im Rausche angerichtet! Lohnte es sich wohl der Mühe, wegen einiger Groschen Zoll ein so gefährliches Wagestück mit einem offenen Lichte bey leicht entzündbaren Dingen zu machen? Zu was allem verleitet der Rausch nicht!

Zehnte Warnungsgeschichte.

Die Witwe eines Juden in Wien, die manchen Groschen in der Branntwein-Schenke schon verzehrt, und sich einen Rausch dort gehohlet hatte, ging im Julius 1812 stark betrunken, und noch mit einer Flasche Branntwein zu einem Rausche für den nächsten Tag versehen, am

Donau-Canale nach Hause. Der Kopf war ihr zu schwer, und die Füße wollten sie nicht mehr tragen. Sie taumelte von einer Seite zur andern, gerieth zu nahe ans Ufer, und stürzte in den Strom.

Ohne Rettung wäre sie verloren gewesen, hätte sie nicht der brave Tagelöhner Leopold Reiber ins Wasser fallen gesehen. Dieser Wackere sprang entschlossen in den Strom, erhaschte sie, da sie dem Untergange nahe war, und brachte sie glücklich ans Land.

Wird wohl die Unmäßige durch diese Lebensgefahr von ihrer übeln Gewohnheit geheilt worden seyn? Gibt uns nicht der brave Tagelöhner ein Beispiel, daß wir in jedem Menschen, wessen Religion, er auch sey, unsern Nächsten anerkennen, und ihm in Nöthen helfen sollen? So wohnt oft eine edle Seele unter einem lumpigen Kleide.

Filfte Warnungsgeschichte.

Der Schiffnecht Michael E. war von jeher dem Trunke ergeben. Die Beschäftigung auf dem Wasser erfordert immer alle Vorsicht, Behutsamkeit und besonders Nüchternheit, damit man weder sich, noch Andere in Lebensgefahr bringe. Aber dieses alles konnte den Mann nicht abhalten, sich oft zu berauschen.

Am 25. Julius 1812 führte er am Wiener Donau-Canale mit zwey Pferden ein Schiff stromaufwärts. Stark berrunken mißhandelte er die Pferde, die gewohnten Schrittes fortgingen, und schlug endlich eben jenes, auf welchem er saß, mit solcher Heftigkeit zwischen die Ohren, daß es scheu wurde, in die Donau sprang, den Reiter in den Strom schländerte, und das andere Pferd ebenfalls mit sich fortriß.

Das Schiff, welches er aufwärts treiben sollte, wurde dadurch dem Strome Preis gegeben, und konnte nur mit Mühe von den darauf befindlichen Schiffknechten ans Ufer gebracht werden. Michael E. war aber eher mit den zwey Pferden untergegangen, als man ihm zu Hülfe kommen konnte.

Alle diese Warnungsgeschichten sind nicht so viel für meine lieben jungen Leser hier verzeichnet; denn wie sollte ich besorgen, daß sie einen Hang zur Wöllerey hätten, oder in der Folge sich diesem häßlichen Laster ergeben sollten? Da ich aber zu meinem großen Vergnügen beobachtet und gehört habe, daß Jung und Alt meinen Jugendfreund gelesen haben, und noch hinfür lesen werden, so glaubte ich, daß diese Warnungen für manchen Erwachsenen nicht überflüssig seyn dürften.

Ret t u n g s a n s t a l t

f ü r

Scheintodte und plöglich in Lebensgefahr gerathene Menschen in Prag.

Der Stadt Prag und den edlen Böhmen gebührt die Ehre, daß sie aus angestammtem Hange zur Wohlthätigkeit mit seltenem Gemeingeiste menschenfreundliche Anstalten zuerst gegründet, und in thätiger Menschenliebe den andern Provinzen vorgeleuchtet haben, und in diesen Wer-

ken der Wohlthätigkeit ging der Adel Böhmens mit seinem erhabenen Bepspiel voran. Die Rettungsanstalt für Scheintodte liefert auch einen Beweis hiervon.

1.

Stifter derselben.

Der Plan zu dieser höchst wohlthätigen Anstalt wurde schon im Jahre 1797 von dem Doktor der Arzneykunde und Professor der medizinischen Polizey Adalbert Winzenz Sarda entworfen, und den Menschenfreunden in Prag zur Prüfung und zur Mitwirkung vorgelegt. Die Ausführung des Planes ging bey dem bekannten Gemeingeiste und Wohlthätigkeits-Sinne der edlen Bewohner Prags schnell von Statten, besonders durch die Theilnahme eines viel zu früh verstorbenen Menschenfreundes, dessen Andenken den Bewohnern des österreichischen Staates immer ehrwürdig bleiben wird.

Graf Leopold von Berchtold aus Mähren, bestritt nicht nur allein sämtliche Kosten zum Baue des Rettungshauses, sondern gab auch die zur Anschaffung der nöthigen Geräthschaften, Instrumente und Arzneyen erforderliche Summe her, und verwendete zu diesem Zwecke 2700 Gulden. Jahre lang blieb es unbekannt, von wem diese großen Wohlthaten herrührten. Auch in der Folge widmete er bis zu seinem Tode dieser seiner Lieblichkeitsanstalt bestimmte jährliche Beiträge. Einem schönen Bepspiele folgten mehrere Menschenfreunde, und nahmen theils durch Geldbeiträge, theils durch persönliche Hülfsleistung bey Belegung der Scheintorten und bey dem ganzen Rettungsgeschäfte thätigen Antheil. Hierdurch wurde die Anstalt in den Stand gesetzt, nicht nur vielen Menschen das Leben zu retten, sondern auch den Lebensrettern Belohnungen zu ertheilen.

Unterricht im Rettungsgeschäfte.

Zur Aufnahme der Anstalt hat der verdiente Unternehmer und Direktor derselben, Professor Zarda gleich Anfangs öffentlichen Unterricht über die Anwendung der Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren gegeben, und denselben durch Jahre fortgesetzt, und zwar auf eine so deutliche und einleuchtende Art, daß er von jedermann, auch von dem gemeinen Manne, verstanden werden konnte.

Dadurch sind nun sehr viele in den Stand gesetzt worden, die zweckdienlichsten Mittel in Ermanglung eines Arztes bey einem Scheintodten also gleich anzuwenden, und alles zu vermeiden, was der Wiederbelebung nachtheilig seyn konnte. Zarda verfaßte auch in eben dem Volkstone mehrere Schriften und Tabellen über das Rettungsgeschäft, so wohl in deutscher als böhmischer Sprache, ließ sie verkaufen, und bestimmte den Ertrag für die Anstalt. Welch ein großes Verdienst um die Menschheit hat sich dieser verehrungswürdige Mann erworben, und wie viele Scheintodte werden ihm ihre Rettung verdanken?

R e t t u n g s h a u s .

Da es in Prag wegen der Nähe des Moldau-Flusses häufig geschieht, daß Menschen im Wasser verunglücken, so wurde auch das Rettungshaus ganz nahe an dem rechten Ufer der Moldau oberhalb der Brücke in der Altstadt Nr. 55g erbauet. Es ist ein von Stein aufgeführtes, einstöckiges

Gebäude mit einem geräumigen Hofe rings umgeben, welcher von einer Breterwand eingezäunt, und mit Bäumen besetzt ist.

Auf der Vorderseite sieht man die Parzen und den Aeskulap mit der Aufschrift: Eile, wo die Parze droht, d. i. ärztliche Hülfe säume nicht, wo noch Rettung von dem Tode möglich ist. Auf der andern Seite ist die biblische Geschichte angebracht, wo Christus ein Mädchen vom Tode erweckt, mit dem Spruche: Das Mädchen ist nicht todt, es schläft nur.

Dieses Rettungshaus hat zwey große Zimmer und zwey daran stoßende Kammern und eine Küche. Das Rettungszimmer hat eine Thür in den Hof gegen das Hauptthor, und eine zweyte in die Küche. Es ist zwölf Schuh hoch, hat Luftzug-Röhren am Fußboden, an den Fenstern und in der Decke über dem eisernen Ofen, die oben durch das Dach hinaus geführt sind. Außerdem ist noch eine Maschine mit Windflügeln zur Verbesserung der Luft vorhanden.

Dort befindet sich noch ein Bett, ein Kasten mit Wäsche und ein Wärmekasten. Diese Maschine, in welcher ein Mensch bequem liegen kann, sieht einer Todtentruhe nicht unähnlich. Sie ruht auf einem Gestelle, und ist aus zwey Truhen, wovon eine in der andern steckt, so zusammen gesetzt, daß zwischen beyden von allen Seiten ein Raum bleibt. Die äußere Truhe ist von Kieferholz, welches gut Wasser hält, die innere von gut verzinnem Eisenblech. Die Zwischenräume zwischen beyden Truhen werden mit siedendem Wasser angefüllt, wodurch sich eine gleiche Wärme in wenigen Minuten durch den ganzen Kasten verbreitet, in welchen der Scheintode gelegt wird, um ihm die nöthige Lebenswärme zu verschaffen.

Dort steht auch ein Nothkasten, worin sich alle Instrumente und Arzeneyen befinden, die man zur Belebung der Scheintodten braucht; auch eine Elektrisir-Maschine und eine Vorrichtung zur Erzeugung der Lebensluft ist hier bereit. Auch sind jene Bücher vorhanden, welche die Vorschriften enthalten, die man bey Scheintodten zu beobachten hat, und an den Wänden hängen Tabellen über Rettung aus Lebensgefahren in deutscher und böhmischer Sprache.

Der geräumige Herd in der Küche hat in der Mitte einen vierckigen Kasten von Eisenblech mit einem Deckel, worin man geschwind Asche oder Sand warm machen kann. Die Löpfe zum Wasserwärmen sind ebenfalls von Eisenblech.

In dem anstoßenden Zimmer wohnt der Hausmeister, welcher das Haus zu bewahren, bey Unglücksfällen die Sachkundigen herbeizurufen, und die nöthigen Hülfsmittel indessen zu bereiten hat.

Auf beyden Seiten des Hauptgebäudes sind hölzerne Schoppen angebaut, wovon die eine zur Unterbringung des Brennholzes, die andere zur Aufbewahrung der größeren

Rettungswerkzeuge

dienet. Diese sind: 1.) Ein Schiffchen, welches auf zwey Rädern mit Achse und Deichsel ruhet, und sehr leicht und bequem in Ermanglung eines andern Schiffes in das Wasser, wo Jemand verunglückt ist, geführt werden kann. Es ist mit einem See-Kompasse und einer hell leuchtenden Laterne versehen, damit man es auch bey der Nacht mit Nutzen gebrauchen kann.

2.) Ein Eisboot, wie ein Korb geflochten, und

gegen das Eindringen des Wassers auswendig überall, wo es vom Wasser berührt wird, mit einer Kuhhaut überzogen. Innen am Hintertheile ist eine schief laufende Erhöhung angebracht, damit der aus dem Wasser Gezogene mit dem Kopfe etwas höher zu liegen kommt. Dieses Boot kann sehr leicht über das Eis zu dem Orte gebracht werden, wo Jemand verunglückt ist.

3.) Ein Tragkorb, von Weiden geflochten, durch welchen das Wasser von dem Geretteten leicht ablaufen kann. Er wird mittels zweyer durchgezogener Stangen wie eine Tragbahre fortgebracht und hat gegen die Kopfgegend eine Erhöhung. In demselben werden die Scheintodten in das Rettungshaus getragen.

4.) Schiffhaken, die immer in Bereitschaft seyn müssen, und ein Sucher, d. i. ein Werkzeug an einer Stange, woran vorn eine Gattung Zange befestigt ist, womit man die Verunglückten unter dem Wasser zu fassen sucht und heraufzieht.

5.) Eine Rettungsleiter. Diese wird gebraucht, wenn Jemand durch das gebrochene Eis verunglückt ist. Wenn nämlich der Retter durch das brüchige Eis mit dem Eisboote zu dem Verunglückten nicht kommen kann, so wirft er diese Leiter auf das Eis, legt sich darauf, und sucht sich kriechend demselben zu nähern. An dieser Leiter ist eine Stange befestigt, welche dazu dient, daß die Leiter, wenn der Retter auf derselben liegt, durch einen andern, der auf dem sichern Eis steht, fest gehalten, und auch 19 Ellen weiter vorwärts geschoben werden kann. Im Hofe des Rettungshauses befindet sich auch eine Mistbank und ein Behältniß für lockere Erde, beyde zu Rettungsversuchen.

Um die Schiffeleute und Fischer im Auffinden der Ertrunkenen zu üben, wird eine menschliche Figur von Holz mit Blei beschwert in den Fluß versenkt, ohne daß jene zu

sehen, welche zum Suchen bestimmt sind; es wird ihnen bloß die Gegend angezeigt, wo der Körper liegt, worauf sie denselben mittelst des oben beschriebenen Suchers auffinden und aus dem Wasser heben.

Heilsame Wirkungen dieser Anstalt.

Ein aufgefundenener Verunglückter wird entweder gleich in das Rettungshaus gebracht, oder, wenn dieses zu weit entfernt wäre, an Ort und Stelle unter Anleitung der nächstwohnenden oder am frühesten hinzugekommenen Mitglieder dieser wohlthätigen Gesellschaft und anderer Aerzte und Menschenfreunde behandelt, um ihn ins Leben zurück zu bringen.

Die Bemühungen waren bisher nicht vergeblich. Die im Julius 1810 in Druck erschienenen Nachrichten über die von dieser Anstalt gemachten Rettungsversuche enthalten, daß vom Jahre 1792 bis dorthin sowohl in Prag als auf dem Lande in Böhmen 157 Personen vom Scheintodte und aus plötzlicher Lebensgefahr gerettet worden sind. Darunter war ein vom Blitz Gerührter, 2 Erfrorene, 3 Erhenkte, 19 Ersticke, 94 Ertrunkene, 5 von einem unglücklichen Falle Verletzte, 5 neu geborne scheinotdte Kinder, 7 Ohnmächtige, 13 Vergiftete und 8 in verschiedenen Gefahren Verunglückte.

Es leidet keinem Zweifel, daß ohne diese Rettungsanstalt, und ohne die menschenfreundliche Gesellschaft, welche zugleich alle Klassen der Menschen von der möglichen Rettung der Scheintodten unterrichtet, und zu derselben aufgemuntert hat, die meisten dieser Verunglückten dem nahen Tode überlassen worden wären. Und wäre auch die Zahl der Geretteten weniger groß, wer würde sich einer Anstalt nicht freuen, sie nicht segnen, welche mit so vieler Aufopferung, aber auch mit so gutem Erfolge das edelste Gut auf Erden, M e n s c h e n l e b e n , zu erhalten sich bemühet.

Aber auch diese wohlthätige Anstalt litt unter dem allgemeinen Drucke der Zeit, und wurde vor einigen Jahren nicht so thätig mit Beyträgen unterstützt, als sie es verdiente. Doch wurde ihr bald durch die beträchtlichen Beyträge Ihrer kaiserlichen Hoheiten des Erzherzogs Ferdinand, damaligen Großherzogs von Würzburg und des Erzherzogs Karl bey Ihrer Anwesenheit in Prag wieder aufgeholfen.

Möchten doch die Menschenfreunde Böhmens eine so wohlthätige Anstalt immer so reichlich unterstützen, daß sie ihren edlen Zweck, Menschen zu retten, leicht und aller Orten erreichen kann! Möchten aber auch Männer, von Menschentiebe befeelt, deren der österreichische Kaiserstaat so viele zählt, sich in einer eben so wohlthätigen Gesellschaft in den andern Provinzen vereinigen, und die Retter ihrer Mitbürger in Lebensgefahren werden! !

Freugebigkeit und Fürstenliebe.

Es geschah im Mittelalter und auch später oft, daß der Landesfürst kein Geld zur Bestreitung der nothwendigsten Staatsausgaben hatte. Aber da standen ihm die Liebe und die Kassen seiner Unterthanen zu Gebote, und diese hielten es für eine Ehre, ihren Landesherren große Summen Geldes zu borgen oder auch zu schenken.

Ein Bürger zu Prag lieb dem Kaiser Karl dem Vierten hundert tausend Dukaten, und erhielt darüber eine Schuldverschreibung. Den folgenden Tag darauf bath

er den Kaiser nebst einigen vornehmen Herren zu sich zu Gaste, und ließ zum Nachtsche diese Handschrift in einem goldenen Becken auf die Tafel setzen.

„Die andern Speisen,“ sagte er hierauf, „sind für die ganze Gesellschaft gewesen, die mir heute die große Ehre erwies, an meinem Tische zu speisen; diese aber im Becken ist für Eure Majestät allein. Ich bitte unterthänigst, sie als einen Beweis meiner Ergebenheit anzunehmen.“

Der Kaiser war über diese Herzlichkeit des Bürgers erfreut, und dankte ihm für das Geschenk.

Die Fugger, deren Nachkommen jetzt Grafen und Fürsten sind, waren einst sehr reiche Kaufleute in Augsburg. Diesen hatte damals Kaiser Karl der Fünfte auf einer Reise durch diese Stadt die Ehre erwiesen, bey Ihnen einzukehren. Hoch erfreut über diese Herablassung des Monarchen ließen sie zur Bezeigung ihrer Erkenntlichkeit für diese Achtung ein Bündel Zimmetholz in den Kamin legen, und als dasselbe angebrannt war, legten sie einen Schuldschein über eine beträchtliche Summe darauf, welche sie dem Kaiser vorgeschossen hatten.

Launiger Einfall.

Der Papst Sixtus der Fünfte, welcher sich von einem Hirtenknaben zu dieser hohen Würde geschwungen hatte, kam in seiner Jugend so arm nach Rom, daß er Almosen sammelte. Als er einige Gaben erhalten

hatte, blieb er bey einer Barkirche stehen und überlegte, ob er das erhaltene Geld zur Bezahlung eines Mittagmahles, oder zur Anschaffung eines Paares neuer Schuhe verwenden sollte.

Ein Kaufmann, der ihn in dieser Unentschlossenheit sah, fragte ihn, was er mache? „Ich bin eben damit beschäftigt,“ erwiederte er, „einen Streit zwischen meinem Magen und meinen Füßen bezulegen.“

Man dulde die Katzen auf dem Herde und in den Kaminen nicht.

Die Katzen lieben die Wärme sehr. Sie legen sich gern an die Feuerstellen auf die Asche, unter welcher oft noch Kohlen glimmen. Eine Kohle kann sich an den Balg der Katze anhängen; das Thier ergreift, wie es von der glühenden Kohle gebrennt wird, die Flucht, geräth auf Heubdden und in andere Gemächer, die mit leicht zündbaren Sachen angefüllt sind, wodurch Feuersbrünste entstehen können, wie nachfolgende Thatsache beweiset.

Am 28. September 1811 um 2 Uhr Nachmittags kam in dem Hause des Municipal-Rathes Kaldenberg zu Köln Feuer aus. Das Unglück geschah durch eine Katze, die eine glühende Kohle auf dem Rücken aus der Küche bis auf den Speicher trug, auf welchem Porzellan im Werge eingewickelt lag. An dem Werge rieb sich das Thier, um die Kohle wegzubringen; das Werg wurde

entzündet, und in kurzer Zeit stand das Dach in Flammen. Ungeachtet der thätigsten Hülfe wurden das Haus und ein Theil der Geräthschaften ein Raub der Flammen.

Denkmahl Kaiser Josephs II. in Mähren.

1.

Veranlassung zu demselben.

Als Kaiser Joseph II. unter dem Nahmen eines Grafen von Falkenstein im August 1769 nach Reise in Preussisch-Schlesien reisete, um dem Könige von Preussen, Friedrich II., der eben dort im Lustlager war, einen Besuch abzustatten, brach auf der Landstraße zwischen Brünn und Olmütz unweit Kaufnitz (am 19. August Vormittags) eine Achse seines Wagens. Der große Monarch wegen seiner Herablassung und Liebe zu seinen Unterthanen allgemein geehrt, stieg aus.

Anton Trenka, ein Bauer aus dem nahen Dorfe Slawikowitz, Posoritzer Herrschaft, bestellte eben an der Kaiserstraße sein Feld zur Herbstsaat. Joseph ging auf ihn zu, nahm dem ackernden Bauer den Pflug aus der Hand und lenkte ihn selbst. Er beschrieb damit eine Furche zurück durch die Länge eines ganzen Soches Ackers.

Erstes Denkmahl.

Fürst Wenzel von Lichtenstein, als Grundherr dieses Feldes, setzte im Jahre 1770 dieser seltenen und erhabenen Handlung eines deutschen Kaisers ein Denkmahl. Der Grundstein wurde am 19. August 1770, also am Jahrs-Gedächtnistage auf dem nämlichen Acker gelegt. Der Fürst ließ einen Kubus von zehn Fuß Höhe und sieben Fuß im Durchmesser aufbauen, dessen vier Seiten mit Marmor-Platten bekleidet waren.

Auf der Nordseite des Denkmahls gegen die Landstraße zu, war der ackernde Monarch in halb erhabener Arbeit, stark vergoldet, vorgestellt. Der Bauer Anton Erenka geht neben dem Pfluge, treibt die Pferde an, und ist äußerst neugierig und verlegen, was er aus allen den großen Herren, die ihn (mit Sternen an der Brust) umgeben, machen sollte, von denen einer so gar ackert. Er hält den Hut über dem Kopfe, nicht wissend, soll er ihn abziehen, oder nicht, und kratzt sich in seiner großen Verlegenheit in den Haaren. Diese Scene war schön und charakteristisch.

Die Westseite, welche gegen Brunn hin gewendet war, hatte die lat. Inschrift: Imp. Caes. Josepho II. Francisci et M. Theresiae Aug. pio filio Aug. quod in anno 1769 m, Aug. die 19. ad excitandam populorum industriam, ducto per totum hoc jugerum aratro, agriculturam humani generis nutricem nobilitavit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum possuit Jos. Wencesl. Princeps a Lichtenstein.

Auf der Ostseite gegen Ollmütz zu, war diese Inschrift deutsch eingegraben.

„Kaiser Joseph dem II., dem trefflichen Sohne Franzens und M. Theresiens, welcher am 19. des Monats August 1769 um die Betriebsamkeit der arbeitenden Stände im Volksverein anzueifern und zu beleben, an dieser Stätte selbst den Pflug geleitet hat. Hier hat der große Kaiser den segnenden Ackerbau, diesen ersten Stand und Ernährer des Menschengeschlechtes geadelt. Nach dem einhelligen Wunsche der Stände Mährens setzte dieses Denkmahl Joseph Wenzel Fürst von Lichtenstein.“

Auf der Südseite gegen Slawikowitz, der StraÙe abgekehrt, war diese Inschrift in böhmischer Sprache.

Der ganze Bäuernstand, und besonders die Einwohner von Slawikowitz fühlten sich dadurch hoch geehrt, daß der Monarch, ihr allgemein verehrter Landesvater, sich herabließ, ihre Arbeit auf ihrem Felde zu verrichten. Auch diese Dorfgemeinde setzte dem großen Joseph ein Denkmahl, weil er auf ihrem Grunde geackert hatte. Dieses war zwar unförmlich und einfach; aber es ehrte die gute Meinung dieser Landleute, und war ein Beweis, mit welcher Liebe sie dem guten Fürsten zugethan waren.

Auf der von Joseph gevflügten Stelle setzten sie einen großen Stein von halber Mannshöhe mit der Inschrift:

„Anno 1769 den 19. Augusti haben Ihre K. K. Majestät Josephus II, auf diesem Felt geackert. Zum ewigen Lenkzeichen haben mir Slawikowitzer Gemein diesen Stein eingesezt.“

Das von dem Fürst Lichtenstein gesezte Denkmahl war nicht so fest gebauet, daß es Josephs liebevolle Herablassung der spätesten Nachwelt überbringen sollte. In dem kurzen Zeitraume von 34 Jahren war es zur Ruine geworden. Auch die Bauerndenksäule unterlag dem Ein-

flusse der Witterung und den Beschädigungen leichtsinniger Leute.

Schon im Jahre 1788 war sie an der Landstraße stark angebrochen, und im Jahre 1800 lag sie ganz darnieder.

2.

Neues Denkmahl.

Josephs weltberühmte Handlung sollte für die Nachwelt nicht verloren gehen. Die spätesten Nachkommen sollten in ihm den Freund des Bauernstandes ehren. Die mährischen Landstände beschloßen, diese den Ackerbau so hoch erhebende Handlung durch ein geschmackvolles und dauerhaftes Denkmahl an der geheiligten Stätte zu verewigen. Sie ließen einen Obelisk, neun Klafter hoch von dauerhaften Steinen setzen. Auf zwey Seiten befinden sich in halb erhabener Arbeit die Zeichenbilder des Ackerbaues, auf den zwey andern folgende Inschriften in lateinischer Sprache.

(Auf der Nordseite.) Als Joseph II. in's Lager nach Oltschan reisete, nahm er dem Slawikowizer Bauer Anton Trenka den Pflug hier aus der Hand, und leitete ihn selbst durch die Länge des Ackers. Durch dieses Beyspiel hat er die Achtung, die der Bauernstand verdient, bewiesen. Zum ewigen Andenken haben Mährens Stände unter dem Landeshauptmann J. Grafen von Dietrichstein diese Stätte zu heiligen beschloßen.

(Auf der Südseite.) Mährens fromme Anhänglichkeit an sein Vaterland nahm Franz II. gnädig an. Er huldigte den Wünschen der Landesstände, und bewilligte die Kosten mit zuvorkommendem Sinne zur Verherrlichung eines so großen Fürsten.

Den Pflug, mit welchem Kaiser Joseph ackerte, haben die Stände von Mähren nach Brünn bringen lassen, und ihn zum ewigen Andenken in dem schönen landesfürstlichen Saale, in welchem die Landtage gehalten werden, aufgestellt. Der Pflug ist so, wie ihn der Kaiser von dem Trenka in die Hand nahm, roh und einfach. Die Räder sind nicht einmahl beschlagen, nur die Naben haben eiserne Ringe. Er steht auf einem schönen und geschmackvollen Postamente von Marmor, in einer Höhe von sechs Fuß, welches folgende Inschrift in lateinischer Sprache zeigt.

„Zum ewigen Andenken der großen Auszeichnung des mährischen Landmannes vom Kaiser Joseph im Jahre 1769 wurde 1802 dieses Denkmahl gesetzt unter dem Landtags-Direktor Aloys Graf von und zu Ugarte.“

Der Knabe und der Landmann.

Ein Knabe schüttelte die neu belaubten Buchen,
Und war daran, mit allem Fleiß
Die abgefall'nen Käfer aufzusuchen,
Die er zertrat. Da kam ein Ackersmann:
„Recht so, mein Eßhlein!“ hub er an,
„Zertritt das häßliche Geschmeiß.
Als Engerlinge schon verheeren
Sie unsre Saat, und wie verzehren
Sie jezo Blüth' und Blatt! Ja was noch schlimmer ist,
Daß sich die Raupen so vermehren,

Ist ihre Schuld. Aus ihnen, wie Ihr wißt,
Entspringt die ungeheure Schar
Von Raupen aller Art.“ —

„Das Letzte ist nicht wahr!“
Fiel ihm ein Käfer ein, „wie kann der Mensch es wagen,
Uns solche Lügen nachzusagen!“
„Greifre dich nur nicht,“ rief ihm der Landmann zu,
„Wenn es denn auch erdichtet wäre,
So seyd ihr doch, bey meiner Ehre,
Nach dem, was wir von euch schon wissen,
Bey weitem nicht zu gut dazu.“

So pfeget oft der Mensch zu schließen.

Wahr, klar und brauchbar.

„Guter Alter,“ sagte ein junger Mensch, der im
Sinnengenuße sorgenlos dahin lebte, zu einem Greise, der
lieber darben, als ungerecht handeln wollte, „guter Alter!
es steht schlecht mit dir, wenn es kein anders Leben gibt.“
„Wohl wahr,“ antwortete der fromme Alte; „aber wie
steht es mit dir, wenn's eines gibt?“

Das Bäumchen.

Ein Bäumchen trug schon jung und zart
Viel Früchte von der besten Art.

Der Gärtner sah's mit Freuden an,
Und alle lobten's, die es sahn'.

Wer ist wohl diesem Bäumchen gleich?

Wer räth's, ihr Kinder unter euch?

„Bin ich schon früh am Guten reich,

„So bin ich selbst dem Bäumchen gleich.

G e b r ä u c h e

d e r

deutschen Bewohner zu Keßmark in der Zipser - Ge-
spanschaft in Ober-Ungarn.

Kampf der Schmiedeknechte.

Wenn die Schmiedeknechte nach Weihnachten ihre Herberge wechseln, und im feyerlichen Zuge die neue beziehen, werden zwey starke Lehrjungen mit Kürassen und Spießen ausgerüstet. Bey der Ankunft vor dem Hause des neuen Herbergewaters stellen sich die Kämpfer einander gegenüber, und laufen auf ein gegebenes Zeichen mit gesenkten Spießen auf einander los. Jeder sucht dem

Spieße seines Gegners mit aller Gewandtheit auszuweichen, so daß derselbe immer unter dem aufgehobenen Arme und dem gepanzerten Körper durchgleitet. Mit desto größerer Gewalt treffen aber alsdann die Kürasse auf einander, und das gewöhnliche Ende dieses Kampfes ist, daß der Stärkere den Schwächeren durch das gewaltige Anpressen mit dem Kürasse niedervirft, und durch ein schallendes Gelächter des zuschauenden Volkes und seiner Zunftgenossen Beyfall erhält.

Dieser Kampf, welcher sich bis heutigen Tag erhalten hat, rührt von einem in Kesmark sehr gewöhnlichen Ritter-Zweykampfe her, dessen sich noch die Greise erinnern, und der unter dem Nahmen

Des Stangenreitens

bekannt war. Hatten zwey Bürger einer Ehrensache wegen mit einander Händel, so forderten sie sich zum Kampfe auf. Der Kampf geschah in Gegenwart der Obrigkeit und der versammelten Mitbürgerschaft auf offenem Marktplatze. Die Gegner erschienen zu Pferde, ausgerüstet mit langen Stangen, nach Willkühr auch mit Panzer und Helm, dergleichen noch einige auf dem Stadthause zu Kesmark aufbewahret werden. Bey dem Zweykampfe suchte einer den andern mit den kräftigsten Stößen aus dem Gleichgewichte zu heben, und von dem Pferde zu stürzen. Wem dieses gelang, oder wer den Gegner ganz vom Kampflatze vertrieben hatte, der hatte den Ehrenstreit vor den Augen der ganzen Stadt zu seinem Vortheile entschieden. Nefters hatten die Kämpfer nebst der Stange noch einen stamhaftigen Knittel, der die Stelle des Schwertes vertrat, wenn der Schwächere sich durch den Kampf mit der Stange noch nicht für überwunden

stieß. Sie hieben auf einander bis einer den Knüttel verlor, oder durch die Gewalt der Schläge sich genöthiget sah, um Frieden zu bitten.

Die Fleischhauer-Knechte hatten ehemahls in der letzten Faschingswoche einen Wettkampf,

das Gansreißen

genannt, der aus dem rohen Zeitalter seinen Ursprung herleitet, aber zur Absicht hatte, sie in Stärke und Gewandtheit bey Ausübung ihres Geschäftes zu üben.

Von einem Bürgerhause des Marktplazes wurde an das gegenüberstehende Stadthaus in dem Zugange der engen Gasse ein Seil gespannt, in dessen Mitte man zwey lebendige Gänse an den Füßen aufhing, deren Kopf, Hals und Flügel mit Bindfäden umstrickt, und mit diesen wieder an das Seil befestiget waren. Zwey Mitglieder der Zunft suchten mittelst einer Stange in der einen Hand das Seil immer gespannt zu erhalten, in der andern Hand aber führte Jeder eine lange Peitsche, deren Gebrauch die Folge erklären wird.

Wenn die Vorbereitungen getroffen waren, kamen die Fleischhauer-Knechte, paarweis reitend, unter Trompetenschall und Vortragung der Kampfspreise, etwa seidene Lächer oder ein Paar silberne Löffel, mit flatternden Bändern umhangen, von ihrem Zuge, durch die Hauptstraßen der Stadt auf dem Plage an. Leicht gekleidet, selbst bey strenger Kälte, ohne Sattel auf muthigen Rossen sitzend, stellten sie sich in einer kleinen Entfernung vor das Seil in Reih und Glied.

Auf ein gegebenes Zeichen ritt dann der Altgesell, wohl auch ein junger Meister ledigen Standes, der die Lustbarkeit mitmachen wollte, zuerst unter dem Seile weg,

und seinem Beispiele folgten dann in der Ordnung die Uebrigen nach.

Bei diesem Ritte begnügte sich jeder, durch einen Schlag mit der flachen Hand gegen den Kopf der Gans, oder durch Umdrehung des Halses das Seinige beizutragen, daß das arme Thier durch einen schnellen Tod von seinen Qualen befreyet würde; sie zogen sich um das Stadthaus herum, und kamen dann wieder auf den alten Platz vor das Seil zurück.

Nunmehr begann

der eigentliche Wettkampf.

Beim schnellen Durchreiten unter dem Seile suchte jeder die Gans loszureißen, welches aber durch die verstrickten Bindfäden sehr erschwert wurde. Wie sich der Reiter bemühte, der Gans habhaft zu werden, hieben die zwey Junftgenossen tapfer auf das Pferd los, und verleiteten es dadurch zu unregelmässigen Sprüngen, daß der Reiter Gefahr lief, vom Pferde zu stürzen, und dadurch gern seinem Nachfolger Raum machte, der auf gleiche Art geheckt wurde, und sich fruchtlos nach der Gans bemühte.

Auf diese Art wurde die Unterhaltung der Zuschauer äußerst lebhaft, und so sehr verlängert, daß jeder der Kämpfer mehrere Male an die Reihe kam, bis endlich vielleicht dem Unverdienstesten das Glück zu Theil wurde, die halb los gerissene Gans vom Seile vollends zu trennen.

Aber der Wettkampf war dann nicht zu Ende. Er wurde mit der zweyten Gans auf die nämliche Art wiederholt. Nach endlicher Entscheidung beyder Siege, stellten sich die Reiter wieder paarweise hinter einander in Ordnung, die Trompeten voran, dann die zwey Sieger, mit den zwey Stangen in den Händen, an welchen die

gewonnenen Preise gebunden waren, und hinter ihnen die übrigen Wettkämpfer. In dieser Reihe ritten sie wieder durch einige Gassen der Stadt bis zu ihrer Herberge, wo das Fest mit einem Schmause und Tanze beschloffen wurde.

Das Bad der Fleischhauer = Lehrlinge.

Eine sonderbare Sitte herrschte auch noch dort in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Jeder Fleischhauer = Lehrling wurde nach überstandenen Lehrjahren vor der Freysprechung auf eine ganz eigene Art gebadet, und zwar mitten im Winter bey ihrem jährlichen Faschingstanze. Es wurden zwey große Bütten vor die Hausthür des Herbergevaters gestellt; beyde wurden mit Wasser angefüllt. In der einen blieb das Wasser rein, in der andern wurde es mit untermischtem Auswurfe vom Rindvieh getrübet.

Ein Paar Stunden vor dem Baden mußte sich der Freyzusprechende auf eine starke Stange, so wie auf ein Pferd, setzen, und wurde von zwey Fleischhauerknechten in den Gassen herum getragen, wobey er getrocknete Zwetschken, auch wohl mit Kohlen untermischt, auswarf, welche die nachlaufenden Buben begierig aufsafen.

Dann ging es ans Baden. Es wurde ihm dabey freygestellt, sich nach Belieben zu kleiden; doch mußte er über den wärmeren Anzug ein leinenes Hemd und eben solche Beinkleider anhaben! mancher begnügte sich auch mit der Bekleidung von bloßer Leinwand allein. Darauf mußte er sich in Gegenwart zweyer Meister, die darauf zu sehen hatten, daß er Alles dem Herkommen gemäß verrichte, erst in die Bütte, in welcher das Wasser getrübt war, so stürzen, daß der Kopf voran, dann der ganze Körper eingetaucht werden konnte. So wie er

wieder emportauchte, warf er sich auf die nämliche Art in die zweyte, voll klaren, reinen Wassers. Auf diese Weise mußte er sich noch zweymahl in jeder Bütte untertauchen, so daß das ganze Baden in sechsmahligem Versenken bestand.

War er gegen die Kälte empfindlich, und suchte er einzelne Theile des Körpers zu schonen, so waren die beorderten Meister bey der Hand, und tauchten ihn nur um desto tiefer ein. Von diesem kalten Bade konnte der Lehrling gleich in ein erwärmtes Zimmer gehen, um sich umzukleiden, welches aber selten geschah, da solche Bursche durch die natürliche, oder wenigstens während der harten Dienstzeit gewonnene Abhärtung dergleichen Unbequemlichkeiten leicht ertrugen. Vielmehr machten sie sich den Spas, und begossen die in Menge herumstehenden Zuschauer mittelst eines kleinen Gefäßes, daß zu diesem Zwecke schon bereit stand, mit Wasser, und jagten sie auseinander. Sie ließen es sich auch nicht verdrießen, aus dem letzten Bade mit einem gefüllten Eimer zu entspringen, und den Fliehenden so lang nachzueilen, bis sie dieselben eingehohlt und tüchtig mit Wasser bespritzt hatten.

A n d e u t u n g.

Diese seltsame Art, nach überstandenen Lehrjahren freygesprochen zu werden, zeigt allerdings von der Rohheit alter Sitten, und hörte auf, da die Sitten auch bey den Fleischbauern milder wurden. Sie scheint aber auf die Reinlichkeit hinzudeuten, welche bey diesem Gewerbe so nothwendig ist, indem die Geschäfte desselben das Besudeln unvermeidlich, und daher das öftere Waschen und Baden zu jeder Jahreszeit desto nöthiger machen.

Zu wünschen wäre es, daß ein anderer, minder roher

Zunftgebrauch die Fleischer in Oesterreich immerwährend an die Reinlichkeit erinnerte, welche man so häufig bey ihnen vermisht.

Die
gefährvolle Winterreise.

Im Winter deckt oft der neu gefallene Schnee die bekannten Wege auf dem flachen Lande, daß sie dem Wanderer kaum kennbar sind. Erhebt sich bey einer solchen Gelegenheit ein Wind, so stäubert er den Schnee allenthalben hin, füllt Gräben und Schluchten an, und macht sie der Ebene gleich.

Wird der Schnee von einem nur etwas erhabenen Gegenstande aufgehalten, so thürmt sich ein Hügel auf, wo ehedem eine Fläche war. Die ganze Gegend bekommt dadurch eine andere Gestalt, und wenn nicht durch aufgesteckte Zeichen der Weg angezeigt wird, so ist der Reisende, der nicht sehr genau den Weg kennt, welchen er zu nehmen hat, oft in der größten Gefahr, sich zu verirren, oder in eine Vertiefung zu gerathen, aus welcher er sich nur schwer heraus Helfen kann.

Die Gefahr wird noch größer, wenn Nebel oder Schneegestöber ihn hindert, weit vor sich hinzusehen, oder wenn die Dämmerung oder gar die Nacht ihn überfällt.

Weit gefährlicher ist es in Gebirgsgegenden, wo schmale Fußwege oder enge Straßen, an tiefen Abgründen von

einer Hütte zur andern, und von einem Dorfe zu dem andern führen. Schon der in geringer Menge gefallene Schnee, welcher durch die fast immer wehenden Winde von einem Orte zum andern getragen wird, macht die Wege unkenntlich, bleibt in Schluchten und Vertiefungen liegen, wo der Wind am wenigsten Gewalt hat, oder thürmet sich an Felsen und Steinmassen in ungeheurer Menge auf, und bildet Wölbungen, die der Wanderer für einen festen Weg ansieht, und durch die er, wenn er dieselben betritt, in den tiefsten Schnee begraben wird.

Die Gebirgsbewohner pflegen zwar durch Stangen, an welchen Strohwische befestiget sind, den Weg zu bezeichnen; aber oft in einer Nacht werden diese vom Schnee so bedeckt, daß man kaum den Platz erkennet, wo sie dieses Merkzeichen aufgesteckt hatten. Daher wagen es die Bergbewohner nur bey verläßlich ruhigem und heiteren Wetter, einen weiteren Weg anzutreten, aus Furcht, der Schnee möchte ihnen den bekannten Weg so bedecken, daß sie ihn bey der Rückkehr nicht mehr finden.

Die Abfahrt.

Sehr dringende Geschäfte zwangen den Müller Enderlein und seinen Schwiegersohn, den Posamentirer Drechsler, von ihrem Wohnorte Oberwiesenthal im sächsischen Erzgebirge, am 7. December 1803 eine Reise nach dem Gebirgsorte Böhla zu machen. Das Wetter war heiter, und der Weg durch den schon mehrere Tage vorher gefallenen Schnee gebahnet. Sie fuhren in einem mit Ochsen bespannten Schlitten, weil diese Thiere über Anhöhen und neben Abgründen sicherer gehen, als die Pferde. Sie kamen gut in Böhla an, und blieben auch dort in der Nacht vom 7. auf den 8. December.

Ein Schneegestöber.

Den 8. December früh traten sie die Rückreise an, und hofften längstens bis Abend bey den Ihrigen zu Hause einzutreffen. Allein kaum waren sie eine halbe Stunde von dem gedachten Orte entfernt, so fing es dicht zu schneyen an, und ein fürchterlicher Sturm erhob sich, der ihnen den Schnee ins Gesicht und in die Augen wehete, daß sie vor sich nicht sehen konnten. Dessen ungeachtet fuhren sie getrost fort, indem sie die Ochsen stärker antrieben. Aber diese geriethen auf Schneehaufen, durch welche sie sich nicht durcharbeiten konnten. Alle Augenblicke blieben sie stehen, und es war unmöglich weiter fortzukommen; denn wie der Schlitten nur eine kleine Weile still stand, so häufte sich der Schnee an demselben, und der Wind drohete, ihn mit Schnee ganz zu bedecken. Da sie nun durchaus nicht vorwärts kommen konnten, so beschloffen sie nach Böhla zurück zu kehren, und dort bessere Witterung abzuwarten.

Doch das Eine war so unmöglich als das Andere; sie konnten so wenig rückwärts als vorwärts, und kamen endlich überein, den Weg nach Hause fortzusetzen, wie es auch immer angehen möchte. Sie kamen unter unsäglichen Beschwernissen, unter denen sie oft ihr Zugvieh aus dem Schnee herausarbeiten mußten, zu einem Walde. Sie sahen, daß sie von dem Wege abgekommen waren, die Nacht brach ein, und es war keine andere Rettung, um nicht in einen mit Schnee gefüllten Abgrund zu gerathen, als hier zu übernachten.

Das Nachtlager im Walde.

Das war eine schreckliche Sache. Ueberfiel sie der Schlaf, so mußten sie erfrieren. Kein Werkzeug, um Feuer anzuschlagen, war vorhanden. Der Sturm tobte fort. Die Reise hatte sie ganz abgemattet, und nur trocknes Brot, und dieses in geringer Menge hatten sie bey sich, um den Hunger zu stillen, und sich zu stärken.

Doch die beyden Männer munterten sich wechselseitig auf, versprachen sich gegenseitige Hülfe, und kamen überein, die Nacht auf folgende Art zuzubringen. Der Schlitten mit den Ochsen wurde im Walde in ein Dickicht gebracht, wo der Wind den schwächsten Anfall hatte, ihr Brot theilten sie mit dem Viehe, und um den Schlitten wurde ein Kreis beschrieben, in welchem sie die ganze Nacht hindurch herum gehen wollten. Keiner sollte den andern sitzen oder ruhen lassen, damit sich nicht der Schlaf ihrer bemestere, und sie während desselben erfrieren. Sie hofften, der Sturm würde sich während der Nacht legen, wodurch ihre Rückreise erleichtert würde.

Beide hielten genau, was sie sich versprochen hatten, doch hatte sich mit Tagesanbruch der Sturm noch nicht gelegt. Dessen ungeachtet setzten sie die Rückreise fort, und da es mit ihrem Viehe zu langsam ging, so ließen sie dasselbe im Walde zurück, und traten den Weg allein an.

Doch vergebens suchten sie den ganzen Tag die bekannte Straße zu finden. Die schlaflose Nacht, das Herumirren im tiefen Schnee, der Mangel an aller Nahrung, und die Aengstlichkeit, mit der sie die größte Lebensgefahr vor sich sahen, hatte sie ganz abgemattet, und nach-

dem sie den ganzen Tag im Walde fruchtlos herumgeirrt hatten, war ihnen bey einbrechender Nacht selbst die Gegend nicht mehr bekannt, in welcher sie sich befanden.

Zweytes Nachtlager.

Auch diese Nacht mußten sie im Walde zubringen, und sie gaben sich gegenseitig das Wort, daß keiner den andern sitzen, ruhen oder schlafen ließe, und daß sie immer auf einer kurzen und sicheren Strecke herumgehen wollten, um sich durch diese Bewegung einige Wärme zu verschaffen. Auf diese Art hofften sie, daß sie mit Gottes Hülfe den Tag und mit demselben ihre Heimath erreichen würden. „Nur bey Gott ist noch Rettung,“ sagten sie, und ergaben sich in seinen Willen, indem sie zugleich das Ihrige beytrugen, um sich aus ihrer jammervollen Lage zu befreien.

Ihre Kräfte schwanden immer mehr; ein wüthender Hunger und noch mehr ein brennender Durst quälte sie. Da nahmen sie Schnee in den Mund, und käueten frische Baumzweige, um sich nur einige Linderung zu verschaffen.

Auf die gewöhnliche Art hatten sie nun die zweyte Nacht zugebracht, und traten am 10. December von Hunger und Durst, wie von der Kälte ganz angegriffen, und schon seit zwey Nächten ohne Schlaf, ihre neue Wanderung an, die aber heute noch langsamer ging als gestern, weil ihre Kräfte schon ziemlich erschöpft waren. In verschiedenen Richtungen suchten sie die ihnen bekannte Gegend und den rechten Weg; aber nach langem Herumirren, wobey sie einmahl über das andere im Schnee stecken blieben, konnten sie keine Spur finden.

Durch Ausharren gelangt man zum Ziele.

Die Nacht brach wieder ein, und beyde waren noch immer in der Irre und ungewiß, wo sie die Nacht bleiben sollten. Da sie außer dem Walde waren, so suchten sie immer vorwärts nach der Gegend zu kriechen, wo nach ihrer Meinung Wiesenthal liegen mußte. So gingen sie nun die ganze Nacht weiter; jedoch wie geschwind, kann sich jeder leicht denken. Oft glaubten sie, keinen Schritt weiter vorwärts machen zu können, so ganz kraftlos waren sie; aber sie ermannten sich wieder, strengten die letzten Kräfte an, und mit Anbruch des 11. Decembers sahen sie mit innigster Freude, daß sie nicht weit mehr von Wiesenthal entfernt waren.

Der Anblick ihrer Heimath stärkte ihre Kräfte, sie vergaßen des erlittenen Ungemaches, und Drechsler, der sich seiner Jugend wegen etwas stärker fühlte als sein Schwiegervater, kam bey einer Mühle an, welche ungefähr 200 Schritte von jener seines Schwiegervaters entfernt war, und bat mit schwacher, kaum vernehmlicher Stimme um Rettung. Er wurde herzlich aufgenommen, und man eilte sogleich, den noch zurückgebliebenen Enderlein auch zu hohlen, und so waren beyde gerettet.

Man wandte zur Wiederherstellung der Gesundheit dieser beyden Männer, die mehrere Tage fast mehr todt als lebendig waren, die zweckmäßigsten Mittel an, und beyde genasen. Auch schickte man gleich Menschen nach den im Walde stehenden Ochsen aus, welche aber erst am 12. December des Abend zurück gebracht wurden.

B e s c h l u ß.

Diese Geschichte lehret, welches Ungemach der Mensch ertragen kann, wenn er nur selbst glaubt, daß er es zu überwinden im Stande sey. Sie zeigt, daß man im Vertrauen auf Gott sich mit Besonnenheit aus der schrecklichsten Lage herausziehen könne. Sie beweiset uns aufs neue, daß so leicht kein Mensch bey der stärksten Kälte erfriert, wenn er sich Bewegung verschafft, nie still steht, nie ruht, und der Schläfrigkeit, die sich bey starkem Froste immer einstellt, nicht nachgibt. Die meisten Menschen erfrieren, während sie eingeschlafen sind.

Augen = Kur = Anstalt in Galizien.

1.

Gründung derselben.

Die Augenkrankheiten sind in Galizien sehr häufig, und die Heilung derselben war lange Zeit sehr erschwert, da es in diesem Lande keine erfahrenen Augenärzte gab. Der Bemittelte ließ sich mit großen Kosten einen Arzt aus fremden Landen hohlen, oder er mußte selbst die Reise zu ihm unternehmen, wenn er Hülfe haben wollte; der Arme blieb ohne Rettung in seiner bedauernswürdigen Lage; am übelsten war der Staarblinde daran, da es im Lande keinen geübten Operateur gab.

Seine Majestät unser gnädigster Kaiser, der auch die entferntesten seiner Unterthanen mit väterlicher Liebe umschließt, und ihr Wohl zu befördern sucht, verordnete im Jahre 1808, daß ein eigener Augenarzt für Galizien angestellt werde, der mit der erforderlichen Kenntniß und Geschicklichkeit ausgerüstet, die Augenkranken in diesem Lande behandeln und operiren sollte. Damit aber auch der Aermste an dieser wohlthätigen Heilung Theil nehmen könnte, so befahl der gütige Monarch, daß alle armen Augenkranken auf Kosten des Staats geheilet, und auf Kosten des Staats während der Zeit, als sie sich der Heilung unterziehen müssen, verpflegt und unterhalten werden.

Die Wahl fiel auf Herrn Doktor Chladek. Vier Städte wurden ausgewählt, welche dieser Augenarzt abwechselnd besuchen mußte, und wohin die Augenkranken gebracht wurden. Der beständige Aufenthalt desselben war die Hauptstadt Lemberg, die übrigen drey Standpunkte, Prezeworsk, Czernowiz, Zbrzydowce.

Alle Jahre muß sich der Augenarzt nach einem dieser Orte begeben; seine Ankunft wird bey Zeiten den Kreisämtern, und durch diese den Grundobrigkeiten bekannt gemacht, welche den Augenkranken in ihren Bezirken Nachrichten ertheilen, daß sie bey dem Arzte Hülfe suchen können.

Die Obrigkeiten müssen die armen Augenkranken und jene, deren Zustand es nöthig macht, durch eigene Begleiter auf Wagen an den bestimmten Standort des Arztes absenden. Die Kreisämter sorgen dort für ihre Unterkunft und ihre Verpflegung; die Staats-Kasse vergütet diese Auslagen, bestreitet die Arzeneyen, bezahlt die Begleiter, trägt die Kosten der Vorspann der Wagen, auf denen sie dorthin gekommen sind, und verfüget überhaupt alles, daß

der Kernste an dieser Wohlthat Theil nehmen, und Niemanden zur Last fallen darf.

2.

Wohlthätige Wirkung dieser Anstalt.

In Lemberg hat Herr Doktor Chladek in den ersten Jahren 228 Augenranke mit sehr glücklichem Erfolge behandelt, und darunter zehn Staarblinde theils im allgemeinen Krankenhause, theils in ihren Wohnungen selbst operirt, wovon zwey wegen ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit nicht gänzlich hergestellt wurden, acht aber die Wohlthat ihres Augenlichtes vollkommen wieder erhielten. In Czernowiz behandelte er 150 Augenranke, und operirte dreyzehn, von welchen nur zwey nicht ganz geheilt werden konnten.

Da die Gränzstadt Brody viele Augenranke hatte, so begab sich Herr Chladek im Jahre 1811 dahin, und leistete 84 Kranken Hülfe, von welchen ihm die meisten die Erhaltung ihres Sehvermögens danken.

Im September 1811 verfügte er sich nach Zebrzydowice. Kaum hatte das Kreisamt seine Ankunft bekannt gemacht, als 500 Augenranke und Blinde aus dem Myslenicer, Sandecer und Wochnier Kreise dahin kamen. Sie wurden allso gleich untersucht; es fand sich, daß 186 der Behandlung nöthig hatten, die Uebrigen theils gänzlich unheilbar, theils bloß mit leicht zu hebenden Uebeln behaftet waren. Sie wurden nach Hause geschickt, nachdem die letzteren die dienlichsten Arzneymittel erhalten. Die Andern, deren Heilung mehr Zeit und größere Sorgfalt erforderte, erhielten in Zebrzydowice und den benachbarten Dörfern Unterkunft und Verpflegung. Von diesen

wurden die meisten geheilt, und 24 am grauen Staar operirt. Neunzehn erhielten vollkommen das Augenlicht, fünf hingegen konnten wegen ihrer körperlichen Beschaffenheit nicht ganz hergestellt werden.

B e s c h l u ß.

So bekamen durch die väterliche Fürsorge unsers gütigsten Landesvaters, in den entferntesten Gegenden des östereichischen Staates 648 arme Augenkranke Hülfe und das verlorne Augenlicht, und wurden in den Stand gesetzt, ihren Gewerben nachzugehen, und sich und den Ihrigen wieder den Lebensunterhalt zu verschaffen. Acht und dreißig Personen, vorher des vorzüglichsten Sinnes, des Gesichts beraubt, dessen Verlust am schwersten zu ertragen ist, und dadurch dem Mangel und Elende Preis gegeben, können sich nun der Welt wieder freuen, mit frohem Muthe ihre Tagsarbeiten verrichten, und dieß alles durch die immer rege und menschenfreundliche Fürsorge unsers gnädigsten Monarchen, dem nun lebenslänglich Thränen des Dankes von diesen Geretteten fließen, die sich noch in ihren Urnenkeln freuen werden, einem Staate anzugehören, wo der Monarch auch des Aermsten und Entferntesten nicht vergißt. Die große Wohlthat dieser Augen-Heilungsanstalt läßt sich nur bemessen, wenn man bedenkt, wie vielen Blinden und Augenkranken seit der Entstehung dieses Instituts bis jetzt (1827) das Augenlicht gegeben oder erhalten worden ist in einem Lande, wo früher keine Hülfe zu finden war, und diese große Wohlthat haben sie unserm gütigsten Landesvater zu verdanken.

D a s

entdeckte Gespenst.

August D*, ein Knabe von 15 Jahren, Sohn eines Webergesellen in einer der Vorstädte Wiens lag im März 1812 manche Stunde der Nacht schlaflos in seinem Bette. Um sich die Zeit zu verkürzen, fing er an, an der Wand mit seinen Nägeln zu kratzen. Dieser ungewöhnliche Lärm in der sonst sehr ruhigen Stube machte die Aeltern ängstlich, und da sie überhaupt an Geistererscheinungen und Spuckgeschichten glaubten, so waren sie der Meinung, ein böser Geist treibe hier sein Wesen.

Dem muthwilligen Knaben gefiel dieß, und was er vorher bloß aus langer Weile gethan hatte, wiederholte er die folgenden Nächte in der bösen Absicht, seinen Aeltern Schrecken einzujagen, und die Spuckgeschichte zum allgemeinen Gespräche der Nachbarschaft zu bringen. Und in der That verbreitete sich die Sage sehr schnell, daß es in der Wohnung des Webers nicht geheuer sey.

Da waren gleich abergläubige Leute bey der Hand, welche allerhand Märchen von diesem Hause und besonders von der Stube erzählten, und verschiedene Mittel anriethen, den bösen Geist zu verschrecken. Niemand wagte es mehr in der Stube zu schlafen, als der muthwillige Junge. Man machte so gar Versuche, den Poltergeist zu beschwören; aber da flogen den Leuten, die ins Zimmer traten, Messer, Steinchen, Erde u. dgl. an den Kopf, die der Junge heimlich zu sich genommen, und unbemerkt auf die Gegenwärtigen geworfen hatte.

Diese Geschichte machte Aufsehen in der ganzen Nachbarschaft, und noch vielmehr wurde dazu gelogen, als an

der Sache war; denn eine Kleinigkeit erwächst, wenn sie von Mund zu Mund geht, allmählig zur großen Sache.

Endlich kam die Anzeige von dieser Spuckgeschichte zu Gericht. Man stellte Untersuchungen an, und sehr bald wurde der Betrug entdeckt; der spuckende Geist aber, wie er es verdiente, mit Ruthen gezüchtigt.

So liegt in allen Spuckgeschichten immer ein Betrug verborgen, oder die erhitzte Einbildungskraft sieht und hört, wo nichts zu sehen und zu hören ist. Gewöhnlich wird auch die Sache durch das Weitererzählen ins Unendliche vergrößert oder verdreht, manche Umstände werden dazu gesetzt, die gar nicht wahr sind, und so werden abergläubige Leute hintergangen und irre geführt. Der Verständige, welcher an keine Wirkung ohne Ursache glaubt, überzeugt sich von der Wahrheit der Sache selbst, und entdeckt bey allen diesen Spuckgeschichten entweder boshaften Betrug oder Täuschung der Sinne.

Die Geschichte lehrt auch, zu was Muthwille und lange Weile verleitet. Gern jagen muthwillige Kinder Andern Schrecken ein, und suchen sie zu täuschen. Großes Unglück ist daraus entstanden, und meistens fühlt der Thäter schmerzlich die Folgen seiner unbesonnenen That, wie es auch schon lieblos ist, andern unangenehme Empfindungen zu erregen.

Gift muß immer sorgfältig verwahrt werden.

Der Hauptmann von N* des zweyten wallachischen Gränz-Regimentes, ein Mann von 47 Jahren, war

im December 1811 an einem gemeinen Fieber unpäßlich. Der Arzt brachte ihm China - Pulver, welche in mehreren Papieren abgetheilt waren.

Der Hauptmann legte sie sorglos unter seinen Tischspiegel, wo seit längerer Zeit aus sträflicher Sorglosigkeit in ähnlichen Papieren Mäusegift lag. Des Morgens darauf nahm der Hauptmann, während er mit Soldaten von seiner Kompagnie in Dienstangelegenheiten sprach, und im Zimmer auf und ab ging, das Mäusegift, ohne darauf zu sehen, statt der China, mischte es mit Wasser, und trank es hurtig aus. Schon nach einigen Minuten befand er sich übel, er bekam heftige Krämpfe und Schmerzen in den Eingeweiden, und ungeachtet aller angewandten ärztlichen Hülfe starb er am fünften Tage unter schaudervollen Leiden. So bringt eine kleine Sorglosigkeit oft den größten Schaden, und man lernt, aus dieser Unglücksge-
schichte, wie sorgfältig man Gift und alles, was der Gesundheit schädlich ist, verwahren müsse.

Der redliche Tischler.

Ein General schickte im Jänner 1812 kurz nach seiner Ankunft zu St. Petersburg nach dem Tischlermeister Porat, um von demselben seine Reise - Schatulle ausbessern zu lassen. Er nahm in Gegenwart des Tischlers Geld und Edelsteine, nebst allen wichtigen Papieren heraus, und übergab sie ihm ganz leer.

Nach drey Tagen läßt sich der Tischler dem Generale

melden, und fragt, ob er alles aus der Schatulle genommen habe? „Ohne Zweifel,“ sagte dieser, „er ist ja selbst Zeuge gewesen.“

Statt der Antwort nimmt Porat 4000 Rubel Papiergeldes aus der Tasche, und sagt: „Hier, dieses Geld gehört Eurer Exzellenz, ich habe es in einem geheimen Kästchen Ihrer Schatulle gefunden.“

Der General erinnerte sich wohl, daß diese Summe einst dort verwahrt gewesen war, aber er hatte geglaubt, daß er sie anderswo hingegeben habe. Gerührt durch die seltene Redlichkeit des Tischlers, wollte er ihm ein ansehnliches Geschenk für die Zurückgabe seines Eigenthums geben; aber der Tischler weigerte sich standhaft, etwas anzunehmen. Nur durch zudringliche Worte konnte er dahin gebracht werden, ein kleines Zeichen der Erkenntlichkeit von dem Generale zu empfangen.

D i e

Goldwäscherey in Siebenbürgen.

Viele von den Zigeunern in Siebenbürgen, welche sich an einen festen Wohnsitz gewöhnt haben, geben sich mit Goldwaschen ab, und sie nennen sich deswegen *Goldfammeler*. Der Hauptsitz der Goldwäscherey ist die *Olahpianer-Fläche* im Mühlenbacher Stuhle, wo dieselbe bereits seit undenklichen Zeiten mit Vortheil betrieben wird. Außerdem wird aber noch aus den Flüsschen *Sa-*

mos, Maros, Onépolj, Aranyos, Körös, Strell, Lapos, und aus einigen Bächen Gold gewaschen. Die Goldwäscher stehen unter einem eigenen Aufseher, der gewöhnlich ein ungarischer Edelmann ist. Sie geben eine kleine Abgabe von dem gewonnenen Golde, und das übrige wird ihnen von dem öffentlichen Schatz gegen eine bestimmte Zahlung abgelöstet.

Die erst genannten Flüsse, wie mehrere andere, so auch die Donau, führen in ihrem Sande und Kies Gold, freylich in sehr geringer Menge mit sich. Die Zigeuner suchen dieses Gold aus dem Sande zu erhalten. Diese Arbeit nennt man Goldwaschen. Der Gewinn ist für die Arbeiter sehr gering, darum gibt sich Niemand mit Goldwäscherey ab, der einen bessern Verdienst weiß. Nebstbey braucht es auch eine genaue Kenntniß der Gegenden, wo mehr Gold zu finden ist, damit die Arbeit nicht ganz unbelohnt bleibe.

Darauf verstehen sich nun die Zigeuner sehr gut. Die Arbeit und Werkzeuge dabey sind ganz einfach. Sie haben ein schiefes, 2 bis 3 Schuh breites und 4 bis 5 Schuh langes Bret, welches an beyden Seiten einen hölzernen erhabenen Rand hat. Darüber wird ein wollenes Tuch gebreitet.

Nun hebt der Zigeuner mit einem Spaten oder einer Haue den mit Wasser vermischten Goldsand am Ufer des Flusses oder auf einer Sandbank auf, und wirft ihn auf das schief liegende Bret. Der Kies und Sand rollt über das Tuch hinab, der zärtere Schlich, und unter diesem die Goldstäubchen bleiben auf dem Tuche sitzen. Diese Lächer waschen sie in einem Gefäße, mit Wasser gefüllt, aus, wo sich der Schlich, der mit Gold vermischt ist, ablöst und zu Boden setzet.

Nun wird der Goldschlich auf einer Gattung Sichez

trog herausgezogen, und von den fremden Theilen ganz gereinigt. Ist der Sand, welchen sie zum Goldwaschen nehmen, gröber und mit Steinchen vermischt, so werden an dem schiefen Brete mehrere Quereinschnitte gemacht, damit die herabrollenden kleinen Steinchen in diesen Furchen aufgehalten werden. Die Zigeuner suchen dann diese Steinchen durch, und sondern jene, in welchen etwas gediegenes Gold eingesprengt ist, sorgfältig ab, und sie haben darin so viele Uebung, daß ihnen selten etwas von dem beygemischten Golde entgeht.

An andern Orten pflegen sie auch große Gruben in die Erde zu graben, oder Dämme zu bauen, und dann das Wasser so zu leiten, daß es die mit sich führenden Steine und den Sand in diesen Behältnissen absetzen muß, welche so dank ausgewaschen und zu Nutzen gebracht werden.

Nach Ueberschwemmungen und zur Regenszeit ist die Ausbeute an Gold am reichsten, weil verborgener Goldsand dadurch hervor gewaschen, und von den Zigeunern benützt wird. Der Schlich, von dem das Gold geschieden ist, gibt einen brauchbaren Streusand, der gewöhnlich eine dunkelbraune Farbe hat, und mit Metall-Flittern vermischt ist.

Auch in Oesterreich wurde noch vor Kurzen aus der Donau Gold gewaschen, und die Ausbeute lohnte reichlich die Mühe. Im Stifte Klosterneuburg und Heiligenkreuz zeigte man mir Mefkelche, die ganz aus Donau-Gold verfertigt waren.

In meinem Geburtsorte Langen-Enzersdorf war ein Mann, dem ich als Knabe oft zusah, wenn er den Goldsand aus dem Beete der Donau wusch. Er heiß Kramerer, und lebte noch um das Jahr 1784, als ich nach Wien kam, meine Studien anzufangen. Er war leichtsinnig und dem Trunke ergeben; aber auf die Goldwäscherey verstand er sich ganz, und verfuhr dabey fast eben so wie die

Zigeuner in Siebenbürgen. Er arbeitete nur wenn ihn die größte Noth zwang; und wenn er, besonders nach hohem Wasserstande, in der Donau einige Tage nach einander allein oder mit einem Tagelöhner mit Goldwaschen sich beschäftigte, so verdiente er so viel, daß er längere Zeit in der Schenke wieder schlemmen konnte. Den Schlich schenkte er gewöhnlich meinem Vater der ihn als Streusand benützte.

Die heyden Hunde,

(Eine Fabel.)

Six und Beller, Nachbarshunde
Häßen und verfolgten sich.
Beyde trugen manche Wunde,
Beyde kämpften ritterlich.

Six schief auf dem Scheunensölller,
Wo der Hausherr ihn verschloß;
Sieh da machte Nachbar Beller
Sich aus seinem Kerker los.

Und befreyt von seiner Kette
Bellt' er nun am Scheunenthor;
Six vernahm in seinem Bette
Seinen Feind, er sprang hervor,
Stürzte mit ergrimmtem Blicke
Aus der Sölllerthür herab;
Sieh' er stürzte aufs Genicke,
Und sein Säbhorn ward sein Grab.

D a ß

Chrom = Erz in Steyermark.

Das Chromium oder Farbenmetall, welches erst in neueren Zeiten entdeckt worden ist, liefert durch Verbindung mit dem Sauerstoffe und in andern Mischungen verschiedene sehr schöne und unzerstörbare Farben, welche bey Schmelzarbeit und Dehlmahlerey angewendet werden. Die Mineralien, aus welchen dieses Farbenmetall in größerer Menge geschieden werden konnte, fand man bisher nur in Sibirien in Rußland und im Departement du Var in Frankreich. Von dabey mußten unsere Porzellan-Fabriken und unsere Künstler dieses Farbenmetall beziehen, und es mußten die daraus bereiteten Farben hierdurch auch theuer und sehr selten werden.

Schon lange wünschte man, daß auch diese Erzgattung in den an Mineralien so reichen österreichischen Erbstaaten möchte aufgefunden werden, und man hatte eine nicht ungegründete Hoffnung dazu.

Neue Entdeckung.

Der Mineralien-Händler Preschern, in Krain gebürtig, durchstrich die Gebirge seines Vaterlandes, die steyermärkischen, tirolischen und salzburgischen Gebirge, sammelte mit unermüdetem Fleiße Mineralien, und brachte sie nach Wien zum Verkaufe und Umtausche. Da er schaffte sich einen Gaul an, belud einen Karren mit Fossilien, und reisete mit denselben nach Paris, wo er seine Fracht gegen bares Geld und gegen andere seltnerer französische Mineral-Produkte absetzte.

Unter den von ihm zuerst nach Wien gebrachten Fossilien befand sich nun auch dieses Chrom-Erz in Verbindung mit Eisen, welches er, seiner Angabe nach in Steyermark in der Gulsen bey Kraubath gefunden hatte. Dieser thätige junge Mann aber starb bald. Weder sein Vater noch sein jüngerer Bruder wußten nach seinem Tode den Ort bestimmt anzugeben, wo er dieses nützliche Fossil aufgefunden hatte.

Nur von der genauen Kenntniß der Hochgebirge, welche des Erzherzogs Johann kaiserliche Hobeit umfaßet, und mit seltener Liebhaberey von Jahr zu Jahr erweitert, nur von dem regen Eifer, mit welchem dieser erhabene Sprosse des österreichischen Kaiserhauses die in dem Innern der Berge verborgenen Schätze der Natur zu enthüllen sucht, war es zu erwarten, daß auch der Ort erspähet würde, wo dieses nützliche Fossil aufgefunden werden könnte, damit ein so nützlichcs Geschenk der Natur nicht länger den inländischen Künstlern vorenthalten bliebe.

Auf einer Reise, welche der Erzherzog im Sommer 1810 durch die steyermärkischen Gebirge unternahm, wurden alle Spuren verfolgt, die man nach früheren Angaben von der Lagerstätte dieses Fossils hatte, zuletzt der Ort entdeckt, wo man es gewinnen konnte, und alsogleich die nöthigen bergmännischen Arbeiten veranstaltet.

D e n k m a h l .

Um dem erhabenen Erzherzoge den verdienten Dank für diese nützliche Entdeckung abzustatten, wurden in der k. k. Porzellan-Manufaktur in Wien zwey Kaffee-Tassen von ganz neuer Form verfertigt, wovon die eine auf dunkelgrünem, die andere auf hochgelbem Grunde geschmackvoll mit Gold verziert war. Die eine hatte zur Aufschrift:

Seiner kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzoge Johann, dem Entdecker der für Künste und Industrie unschätzbaren Chrom = Minen in der Steyermark. Beyde wurden seiner kaiserlichen Hoheit in tiefer Verehrung überreicht.

Auch erzeugte der dortige geschickte und fleißige Arkanist, Herr Leithner eine aus diesem Erze erhaltene gelbe Mahlerfarbe, welche so schön und selten ist, daß alle Künstler zur Verschönerung ihrer Kunstwerke einen nützlichen Gebrauch davon machen können.

So werden in dem an Natur-Produkten reichhaltigen östereichischen Kaiserstaate immer nützliche Fundgruben entdeckt, und sehr ermunternd ist es für jeden Staatsbürger, wenn die erhabenen Prinzen des Kaiserhauses im edlen Eifer für Künste und Wissenschaften mit ihrem leuchtenden Beispiele vorangehen.

G a l l e r i e

menschenfreundlicher Handlungen der hiedern Bewohner des östereichischen Kaiserstaates.

Wohlthätiger Verein zur Unterstützung der Hausarmen.

Manche unbemittelte Familien werden durch unvorhergesehene Unglücksfälle, durch Krankheiten, Stockung des

Gewerbes, durch anhaltende Theuerung der Lebensmittel u. dgl. oft in die äußerste Dürftigkeit versetzt. Der Familienvater, welcher mit der Arbeit seiner Hände den Seinigen den nöthigen Unterhalt gewöhnlich verschaffte, kann oft kaum trocknes Brot aufbringen, um den Hunger seiner jammernden Kinder zu stillen.

Doppelt schmerzlich ist dem besorgten Vater der Anblick seiner hungernden Kinder, das Weheklagen seines bekümmerten Weibes, weil eine solche Noth nie in seinem Hause geföhlet wurde, und er nicht Schuld an derselben ist. Zu schüchtern, seine traurige Lage jedem Entgegenkommenden zu klagen, der ihn vielleicht für einen arbeitscheuen Bettler halten könnte, welches den gekränkten Mann vollends niederbeugen müßte, wagt er es nicht um Almosen zu bitten, und seine Bekannten, welche seine äußerste Dürftigkeit kennen, sind oft nicht im Stande, ihm nach Kräften zu helfen. Ein Werk wahrer Menschenliebe ist es, solche verschämte Arme aufzusuchen und ihr Elend zu mindern.

Zu diesem wohlthätigen Zwecke hat sich der verstorbene und um die leidende Menschheit vielfach verdiente k. k. Hof-Agent Joseph Seckel in Wien schon im Jahre 1811 mit mehreren Menschenfreunden vereinigt. Sie wählten, um desto kräftiger wirken zu können, einen kleineren Bezirk der Hauptstadt, die Vorstädte M ä k l e i n s d o r f, N i k o l s d o r f, H u n g e l b r u n n und M a r g a r e t h e n, wo sie solche hilfsbedürftige Familien aufsuchten und unterstützten. Acht und zwanzig Mitglieder bildeten schon im ersten Jahre diesen schönen Verein, und eine Summe von 1853 Gulden wurde zu dem wohlthätigen Werke in kurzer Zeit zusammen gebracht. Daraus wurden 163 würdige Hausarme in einem Zeitpunkte, wo sie von der größten Dürftigkeit gedrückt waren, mit einer Ausbülfe von drey bis zehn Gulden unterstützt. Fünf ohne ihre Schuld verarmten Gewerbsleuten wurde, um

sich emporzuhelfen, eine verhältnißmäßige Summe Geldes vorgestreckt, welche sie erst dann, wenn ihre Gewerbe wieder im gutem Betriebe waren, in sehr kleinen Raten zurückzahlen durften. 79 arme Kranke wurden unentgeltlich von den Aerzten und Wundärzten des Vereins behandelt, und mit Arzneyen versehen; auch wurden in dem Winter 1811 bis 1812 zweyhundert dreyzehn Familien mit Brennholz unterstützt.

Dank den edlen Menschenfreunden, welche dieses wohlthätige Werk vollführet haben. Mehrere derselben, die ein zu früher Tod ereilte, werden schon in dem andern Leben den Lohn der Nächstenliebe empfangen haben. Tröstet euch, arme Mitbürger, ihr lebt in einem Staate, wo jeder Mitleid mit dem Elende anderer fühlt, und es nach Kräften zu lindern sucht.

Armenhülfe in Grätz.

Wie in der Hauptstadt Wien, so ist Wohlthätigkeit auch in den übrigen Städten des Kaiserstaates immer rege. In der Hauptstadt der Steyermark, in Grätz hatte, wie ich schon an einem andern Orte erzählt habe, ein großmüthiger Wohlthäter im Winter 1811 bis 1812 einen sehr ansehnlichen Betrag an Holz, Getreide und Erdäpfeln zur Vertheilung unter die Aermsten dieser Stadt hergegeben.

Ein so schönes Beyspiel, welches dadurch noch einen höhern Werth erhielt, daß der Geber unbekannt bleiben wollte, fand edelmüthige Nachahmer. In den häuslichen Zirkeln und bey öffentlichen Festen vereinten sich die Herzen der Guten zu milden Gaben, und eine Summe von 6826 Gulden, nebst beträchtlichen Beyträgen an Holz, Kornfrüchten, Erdäpfeln, Rüben, Bohnen, Hirse u. dgl. wurden zusammen gebracht.

Mit so reichlichen Gaben konnte den Armen eine erziehbare Ausbülfe geleistet werden. An 89 Familien, die durch Arbeitslosigkeit und andere unvorhergesehene unglückliche Zufälle in äußerste Dürftigkeit gerathen waren, wurden Unterstützungen an Geld ertheilt, und 905 Armen wurden Brot, Kochmehl, Erdäpfel, Holz u. dgl. von 6 zu 6 Wochen ausgetheilt, und dadurch Noth und Elend unter der ärmsten Klasse gemindert.

Unter den vielen reichlichen und kleinen Gaben, die nach dem Vermögen des Gebers zu diesem wohlthätigen Werke flossen, stellte sich keine schöner dar, als die des Goldarbeiter = Gesellen Demercemont. Beym Löschen einer Feuersbrunst in der Köstenaummühle hatte sich dieser besonders thätig bewiesen. Man sicherte ihm dafür eine Belohnung von 25 Gulden zu; er aber gab sie großmüthig zu den Beyträgen hin, welche man zur Unterstützung der Armen sammelte. So findet man in allen Ständen Edelsinn und Theilnahme an fremdem Elende. Diese Vereine zur Armenhülfe haben sich in der ganzen österreichischen Monarchie immer weiter ausgebreitet, und mit unermüdeter Thätigkeit gewirkt, um die Noth der Dürftigen zu mindern. Ueberall wo Hülfe nöthig ist, sind edle Menschenfreunde bereit zu helfen, und andere zur Mithülfe aufzufordern. Die öffentlichen Blätter liefern uns fast täglich die schönsten Beyspiele der Wohlthätigkeit bey allen Klassen der Staatsbürger.

Schul = und Kinderfreunde.

Wer sich der Schulen annimmt, vollbringt ein menschenfreundliches Werk. Wer Fleiß und gute Sitten unter der Jugend befördert, ist nicht nur wohlthätig an dieser, indem er beynah, daß die Kinder gottesfürchtige, verstan-

dige, arbeitsame und dadurch gute und zufriedene Menschen werden, sondern er ist auch ein Wohlthäter seiner Mitmenschen und der Nachwelt, indem die gut gebildeten Kinder sowohl in diesem Alter, als auch wenn sie erwachsen sind, Gutes um sich her verbreiten, und als Väter und Mütter, als Staatsbürger und Vorgesetzte einst mit gleichen guten Gesinnungen an der Erziehung der Jugend arbeiten, und Segen und Wohlthat um sich her verbreiten werden.

Daher verdient jeder, der zur Aufnahme der Schulen beiträgt, den Dank seiner Zeitgenossen. Unter diese Zahl gehört der leider zu früh verstorbene Schul- und Kinderfreund Adam Birk, Mitglied des äußeren Rathes in Wien, Armenvater und Schulaufscher der Gemeinde Leopoldstadt, welcher seit einer Reihe von Jahren viel Gutes im Stillen that, und sich überhaupt durch seine ungehäuchelten Bürgertugenden der allgemeinen reinen Achtung und Liebe sämmtlicher Glieder dieser Gemeinde würdig gemacht hat, so daß sein Andenken immer bey denselben im ehrenvollen Andenken bleiben, und von den Armen gesegnet werden wird. Dieser Mann hat beym Schlusse des Schuljahres 1812 dadurch einen Beweis seiner Theilnahme an der nützlichen Bildung der Jugend und einer zweckmäßigen Wohlthätigkeit gegeben, daß er an sämmtliche, seiner Aufsicht anvertraute sechs Schulen aus eigenem Vermögen viele nützliche und zum Theil wirklich kostspielige Prüfungsgeschenke anschaffte, und deren Vertheilung zur Aufmunterung besonders unter die ärmern Schüler, welche sich durch Fleiß und gute Sitten auszeichneten, veranstaltete. Diese Wohlthat hat der Biedermann jährlich bey den Prüfungen wiederholt, und durch Vertheilung nützlicher Bücher gute Gesinnungen verbreitet.

Die Aeltern wissen den Nutzen des Unterrichtes zu schätzen.

In dem ansehnlichen, zum Bezirke des Szekler-Gränz-Husaren-Regiments gehörigen Flecken *Dobra* in Siebenbürgen war die Stelle des deutschen Schullehrers seit längerer Zeit unbesetzt, denn Niemand wollte die schweren Pflichten dieses Amtes gegen den k^{öniglichen} Gehalt jährlicher 80 Gulden, die auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht hinreichten, übernehmen.

Die Einwohner dieses Fleckens, überzeugt von dem Nutzen dieser Schule für ihre Kinder und Nachkommen, erhoben sich freywillig, dem Lehrer, der die Schule übernehmen würde, aus ihren Mitteln eine Zulage von jährlichen 80 Gulden nebst dem benötigten Brennholze abzureichen, und ihm eine geräumige Wohnung nebst einem Garten unentgeltlich anzuweisen.

Bald fand sich ein Lehrer, der den Unterricht dieser Kinder übernahm; seit dem November 1812 hält er dort Schule, und freuet sich, daß nicht nur die Kinder gute Fortschritte machen, sondern daß auch seine Bemühungen um die Jugend von den Aeltern anerkannt und geschätzt werden.

So sehen wir an den entferntesten und weniger gebildeten Bewohnern des Kaiserstaates, daß sie Jugendunterricht zu würdigen wissen, und wie sie sich angelegen seyn lassen, daß ihre Kinder durch den Besuch der Schule verständiger und gestitteter werden. So unterstützen diese braven Unterthanen die Bemühungen des Landesfürsten, welcher mit Vatertraue für guten Unterricht der Jugend sorgt.

Unterstützung der Soldatenwitwen.

Herr Daniel von Zeik, Beyseker der k. siebenbürgischen Gerichtstafel hat von dem Jahre 1810, so auch in allen folgenden Jahren seinen jährlichen Gehalt von 300 Gulden auf eine edle und patriotische Art verwendet. Er überreichte ihn dem General-Kommando mit der Bitte, einige Witwen siebenbürgischer Gränzer, welche im Feldzuge 1809 den Ehrentod fürs Vaterland gestorben sind, damit zu unterstützen. Die zwölf bedürftigsten Witwen solcher verdienten Krieger wurden von dem General-Kommando auserwählt, und nahmen hiernach an der wohlthätigen Gabe dieses Menschenfreundes Theil. Heil ihm, dem Wohlthätigen. Er hat die Thränen vieler Witwen und Waisen getrocknet.

Sorge für arme Kranke in Brünn.

Die Gesellschaft edler Frauen welche sich in Brünn, der Hauptstadt Mährens, gebildet hat, um Noth und Elend zu mildern, und das Gute und Nützliche zu befördern, hat vor allen andern die armen Kranken bedacht.

Viele dieser Bedauernswürdigen, welche beym gesunden Leibe und vollen Kräften sich ihren nothdürftigen Unterhalt nur spärlich verdienten, waren, wenn sie erkrankten, ganz hülflos und sich selbst überlassen, da nicht alle wegen der beschränkten Zahl unentgeltlicher Betten in das Krankenhaus aufgenommen werden konnten.

Für verley arme Kranke hat der Frauen-Verein dadurch mütterlich gesorgt, daß er beschloffen hat, sie gegen Bezahlung in das Krankenhaus abzugeben, bis ein unent-

geldliches Krankenbett leer wird, und er hat ihnen auf diesem Wege alles, was sie zur Herstellung der Gesundheit nöthig haben, verschafft. Auf diese Art wurden schon in den ersten Monathen dieser wohlthätigen Vorkehrung bey dreysig Kranke in das Krankenhaus aufgenommen.

Viele arme Kranke sind vermöge der Beschaffenheit ihrer Krankheit nicht geeignet, in eine öffentliche Krankenanstalt aufgenommen zu werden; sie leiden an einer Krankheit, die sie nicht ganz bettlägerig macht; oder die Krankheit ist von der Art, daß die Heilung derselben Monathe lang dauern wird; oder sie sind durch das Uebel, an welchem sie leiden, nicht ganz außer Stand gesetzt, sich mit Arbeit einen Theil ihres Unterhaltes zu verdienen. Andere Kranke glauben, im Kreise ihrer Familie zu Hause leichter ihre Wiederherstellung erwarten zu können. Auch für diese hat der Frauen-Verein auf eine wohlthätige Art gesorgt, und eine unentgeltliche Kranken-Besuch-Anstalt gegründet.

Die Aerzte, Wundärzte und Apotheker *Brünné*, haben aus Menschenliebe hierzu hülfreiche Hand geboten. Zwey Aerzte, der ehemahlige *K. K. mährisch-schlesische Gubernial-Rath* und *Protomedikus*, *Doktor Kaiser von Miltheim*, dann der *K. K. Kreisarzt des Brünnner Kreises*, *Doktor Kluky* leiteten diese menschenfreundliche Anstalt, die andern Aerzte und Wundärzte besorgten die Kranken.

Ein solcher armer Kranke meldet sich, oder läßt sich bey einer Ausschussfrau, in deren Bezirk er wohnt, melden, und bittet um ärztliche Hülfe. Diese untersucht seine Dürftigkeit, und weist ihn an die Direktion dieser Anstalt, welche dafür sorgt, daß er sogleich mit ärztlicher Hülfe versehen wird. Der Kranke erhält Arzeney und auch die chirurgischen Hülfleistungen unentgeltlich, und

wird mit menschenfreundlicher Liebe und Hingebung so lange besorgt, bis er das höchste Gut des Lebens, die Gesundheit wieder erhalten hat.

Wie werden die Kinder, denen durch diese wohlthätige Anstalt ihre Väter oder Mütter erhalten worden sind, den Segen des Himmels diesen edlen Menschenfreunden erbitten; wie viele Gatten danken die Erhaltung ihrer Gattinnen, wie viel Gattinnen die Erhaltung ihrer Kinder dieser menschenfreundlichen Anstalt, welche durch so viele Jahre schon die armen Kranken heilet und verspfleget.

Aufmunterung tapferer Krieger.

In den glücklichen Gefechten, welche in der Mitte Septembers 1813 der General Fölsch's in Illyrien mit den Feinden hatte, wurde ein Landwehrmann vom ersten Landwehr-Bataillon, Baron L u s i g n a n, verwundet, und dennoch vertheidigte er sich mannhaft. Da drangen zwey feindliche Dragoner, als er durch seine Wunde geschwächt, von der Truppe getrennt worden war, auf ihn zu, und suchten ihn durch mächtige Säbelhiebe zu tödten.

Der Gemeine Woinowitz von Nadežky Husaren sah seinen Waffenbruder in dieser Gefahr; im größten Gallopp stürzte er ganz allein mit dem Säbel in der Faust auf die zwey feindlichen Dragoner los, jagte sie in die Flucht, und rettete seinen Waffengefährten, der ihm zum Danke die blutende Hand brüderlich reichte.

Ein anderer Landwehrmann, Michael Kollar, vom nämlichen Bataillon wurde im Gefechte von den Seinigen getrennt, und von fünf feindlichen Reitern umrungen, die mit mächtigem Arme ihm Tod oder Gefangenschaft drohten. Entschlossen stellte sich Kollar zur Wehre,

vertheidigte sich lange gegen die überlegene Zahl, verwundete zwey Reiter, und rettete sich glücklich zu seiner Truppe.

Eine Gesellschaft patriotischgesinnter Steyermärker in Cilly wußte diese zwey Heldenthaten zu würdigen; sie legte vierzehn Thaler in Silber zusammen, und übersandte sie dem Generale Fölkseis mit der Bitte, sie dem braven Woinowitz und Kollar als ein Merkmal ihrer Achtung gegen persönliche Tapferkeit zu übergeben.

Unterstützung der Invaliden.

Welcher Stand ist unserer Achtung und Unterstützung würdiger als jener der tapferen Soldaten, die für das allgemeine Beste, für den Monarchen und das Vaterland, für die Religion, für die Sicherheit der Mitbürger ihr Leben in Gefahr gesetzt, und mit ehrenvollen Wunden bedeckt, auf Versorgung des Staates Anspruch machen. Noch nie ging ich vor einem Invaliden vorüber, ohne daß ich dachte; du hast mehr für uns gethan, als wir für dich thun! Der Staat sorgt für diese Braven. Sollten die Staatsbürger nicht für dieselben auch etwas thun?

Der Kaufmann Johann Ignaz Babich in Wien, gab uns ein nachahmungswürdiges Beyspiel, wie wir die Dienste dieser Braven ehren sollen. Er legte im Jahre 1812 dem erhabenen Landesfürsten einen Plan vor, und bath um Erlaubniß, für das Wiener-Invaliden-Haus Beyträge zu einem Fonde zu sammeln, wovon die der Hülfe bedürftigen Invaliden, ihre Witwen, Gattinnen und Kinder unterstützt werden könnten. Er wollte hierdurch eine Zuzugabe zu der gewöhnlichen Invaliden-Versorgung geben. Dieser schöne Plan mußte den Beyfall unsers alles Gute fördernden Landesvaters erhalten. Babich legte die erste

Gabe auf den Altar der Wohlthätigkeit, reiche Beyträge flossen von allen Seiten, und eine beträchtliche Anzahl der Veteranen der österreichischen Heere werden von denselben unterstützt.

Die hochherzigen Ungarn hatten kaum dieses Beyspiel der Achtung für die ausgedienten Krieger erfahren, als auch sie von gleichem Eifer beseelt, einen Fond zur Unterstützung der Invaliden im Königreiche Ungarn zusammen trugen. Der edle Patriot und Wohlthäter der Menschheit, Emerich von Desseffy, Vice-Gespann im Saroscher Komitat, sandte ein gehaltvolles Schreiben am 15. Februar 1813 an alle Stände dieses Komitats und an einige Honoratioren, in welchem er die Verdienste der Invaliden schilderte, und zu Beyträgen für sie aufforderte. In kurzer Zeit wurde von dem bemittelten Adel reichlich beygesteuert, und der schöne Plan des biedern Babich auch in Ungarn ausgeführt.

Wohlthätiger Verein zur Armenhülfe in Brünn.

Schon im März 1813 hatten verdienstvolle Menschenfreunde die guten Bewohner Brünns aufgefordert, Beyträge zusammen zu legen, um die wahrhaft Hülfbedürftigen von denselben zu unterstützen.

Wo ist im österreichischen Kaiserstaate eine Aufforderung zur Wohlthätigkeit jemahls ohne guten Erfolg geschehen? Die von allen Seiten unterzeichneten Gaben waren so reichlich, daß man das menschenfreundliche Werk im Zornius nicht nur ausführen, sondern daß man auch mit Zuversicht erwarten konnte, daß diese wohlthätige Anstalt länger dauern, und an Wirksamkeit zunehmen werde.

Seine Excellenz, der damahlige Herr Hof-Kanzler in Wien, Graf Lazansky war der Gründer dieses schönen

Vereins, und unter Leitung Seiner Excellenz des damaligen hochverdienten Herrn Vice-Präsidenten, Ritters von Stahl wurden durch eine Ausschuss-Kommission die sehr einfachen Grundregeln desselben festgesetzt.

Nur jene werden als Arme und wahrhaft Hülfbedürftige angesehen, welche wegen körperlicher Gebrechen nicht wenigstens fünfzehn Kreuzer täglich verdienen können, und auch durch andere Zuflüsse kein sicheres Einkommen von fünfzehn Kreuzern beziehen. Nach diesem Maßstabe werden die Armen theilt. Wer zu jedem Erwerbe platterdings unfähig ist, erhält die ganze Unterstützung mit fünfzehn Kreuzer. Jene Hülfbedürftigen, welche sich noch etwas erwerben können, erhalten nach Maßgabe ihres Erwerbes, so viel, daß mit demselben der Betrag von fünfzehn Kreuzer erreicht wird. Beträgt z. B. der tägliche Verdienst eines Hülfbedürftigen sechs Kreuzer, so erhält er aus der Kasse des Vereins täglich neun Kreuzer als Zulage.

So bekommen auch Hülfbedürftige, welche Kinder haben, und dieselben nicht ernähren können, Beyträge, und zwar von drey bis neun Kreuzer. Ein Kind mit zwölf Jahren bekommt keine Unterstützung mehr; der Verein sorgt dafür, daß es bey irgend einem Handwerker in die Lehre genommen wird. Menschenfreunde, die an dem Vereine Theil genommen haben, bemühen sich, mit Beyhülfe des Pfarrers und Armenvaters die wahrhaft Hülfbedürftigen aufzusuchen, und in jedem Falle genau zu erheben, wie weit ein Armer, der um Unterstützung bittet, derselben würdig sey. Dadurch werden muthwillige Bettler und arbeitsscheue Leute von den wahrhaft Hülfbedürftigen geschieden, und wenn sie bey dem Straßenbitteln betroffen werden, ins Arbeitshaus abgegeben.

Doch diese treffliche Einrichtung, welche von dem wohlthätigen Sinne der Bewohner Brünns zeugt, ist die

Betteley ganz abgestellt, und jeder wurde wiederholt aufgefordert, keinem Bettler ein Almosen auf die Hand zu verabreichen, sondern demselben nur um seinen Nahmen und Wohnungsort zu fragen, und sie an den Armenvater jenes Bezirkes zu weisen, welchem sein Hausnummer zugewiesen ist, den Nahmen und Wohnungsort eines solchen Bettlers aber der Polizey-Direktion mitzutheilen, damit diese den betreffenden Armenvater auf einen solchen Hülfbedürftigen aufmerksam machen, und ihn nach seiner Dürftigkeit unterstützen, oder als einen muthwilligen Bettler in das Arbeitshaus abgeben kann.

So entstehen mit jedem Jahre durch das Zusammenwirken thätiger Menschenfreunde neue Anstalten, das Elend der Dürftigen zu mildern. Der Segen des Himmels folge ihren Wohlthaten und das süße Bewußtseyn, ein Vater der Armen, ein Helfer der Dürftigen zu seyn, begleite die Edlen durch das ganze Leben bis ins späte Grab.

D a s

Blinden = Institut in Prag.

Die Blinden gehören unter die bedauernswürdigsten Menschen, und verdienen unser Mitleid im vollen Maße. Alles das Schöne, was sich unsern Augen darstellt, können sie weder sehen, noch sich darüber freuen; in trauriger Finsterniß wandeln sie; nur an der Hand eines Führers können sie unbekannte Wege gehen; nur wenige Arbeiten

können sie verrichten; in langer Weile leben sie die Tage dahin; sind sie nicht so glücklich, wohlhabende Aeltern oder reiche und zugleich wohlthätige Verwandte zu haben, so bringen sie auch noch in größter Dürftigkeit ihr freudenloses Leben zu, und erhalten sich kümmerlich von dem Almosen, welches ihnen aus der Armenversorgung zufließt, oder sie lernen ein wenig auf der Harfe klimpern, oder auf der Geige siedeln, und suchen dadurch mitleidigen Menschen eine milde Gabe zu entlocken.

Gründung des Instituts.

Vom innigen Mitleiden gegen diese Unglücklichen gerührt, verbanden sich mehrere Edle Böhmens zu dem schönen Vereine, das Schicksal dieser Bedauernswürdigen zu erleichtern; sie suchten Mittel auf jenen armen Blinden, für welche noch eine Hoffnung wäre, das Augenlicht zu erhalten, durch ärztliche Hülfe und andere nöthige Unterstützung diese Wohlthat zu verschaffen; jene aber, welche das harte Schicksal betroffen hat, lebenslänglich blind zu seyn, wollten sie durch angemessenen Unterricht und andere Hilfsmittel dahin bringen, daß sie sich durch Handarbeiten nützlich beschäftigen und für ihren Unterhalt nothdürftig sorgen könnten, wodurch sie von der lästigen langen Weile bewahrt, weniger unglücklich, mehr zufriednen, und für die menschliche Gesellschaft brauchbar würden.

Schon im Jahre 1808 veranstaltete der Herr Gubernial-Rath und Kreishauptmann Prokop v. Pläzer in Prag mit mehreren Menschenfreunden vereinigt eine Sammlung zu Beyträgen für ein Blinden-Institut. Die Gaben flossen reichlich, und bald darauf war schon so viel Fond da, dasselbe zu errichten.— So keimet vieles Gute und Nützliche im östereichischen Staate, wenn sich nur

ein Menschenfreund findet, der den Weg vorzeichnet, auf welchem man seine Gabe zu einem wohlthätigen Zwecke niederlegen kann. Und dieser war der edle Prokop v. Platzer, der jedes Jahr seines thätigen Lebens durch Werke der Menschenliebe und durch Theilnahme und Beförderung der wohlthätigen Anstalten bezeichnete.

Seine Majestät der Kaiser würdigten dieses menschenfreundliche Unternehmen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Höchstieselben ließen dem Institute ein eigenes Haus auf dem Hradschin einräumen, welches vorhin zur Reichskanzellen gewidmet war. Bey Ihrer Anwesenheit in Prag im Sommer 1810 besuchten Höchstieselben das Institut, billigten die gute Einrichtung desselben, und unterstützten es durch eine kaiserliche Gabe von 2000 Gulden.

Aufnahme in das Institut.

In dieses Institut werden nun bloß arme blinde Kinder unentgeltlich aufgenommen, hierdurch dem Müßiggange und der Betteley entzogen, und durch Unterricht in der Religion und in Handarbeiten dahin gebracht, daß sie einst ihren Lebensunterhalt erwerben können, und zugleich gute, heitere und vergnügte Menschen werden. Nebst diesen werden aber auch andere arme Blinde von jedem Alter, Geschlechte und jeder Religion aufgenommen, bey denen die Aerzte Hoffnung geben, daß sie das Augenlicht durch ihre Hülfe erhalten können. Sie werden unentgeltlich gepflegt und geheilt. Der ungemein thätige und geschickte Arzt Fischer opferte aus edler Menschenliebe ohne alle Bezahlung seine ärztliche Bemühungen dem Institute; er hat eine große Anzahl Blindler glücklich operirt, welche mit Segnungen und Dank diese wohlthätige Anstalt verlassen haben.

Innere Verfassung

Der Stifter, Herr Gubernial-Rath und Kreishauptmann Prokop von Plazer leitete mit drey Assistenten gemeinschaftlich die Angelegenheiten des Instituts. Alle versahen ihre Stelle unentgeltlich, aus bloßer Menschenliebe. In dem Instituts-Hause selbst wohnt ein Hausvater, welcher mit seiner Gattinn Aelternstelle bey den Blinden vertritt, und ihnen auch Unterricht ertheilt. Gleich nach Entstehung des Instituts wurden schon acht blinde Zöglinge aufgenommen, und diese Zahl hat sich seither mit jedem Jahre vermehrt.

Unterricht der Zöglinge.

Sie erhalten von neun Lehrern Unterricht in der Religion, im Kopfrechnen, in der Instrumental-Musik und im Gefange. An Handarbeiten lernen sie: Spinnen mit der Spindel und am Rade, Stricken, Netze-, Schnüre- und Zwirnmachen, Korbflechten, Backschüsseln und Bienenkörbe aus Stroh verfertigen, Schuhe aus Tuch und Bändern machen, Scharpie und Seide zupfen und Federn schleifen. Auch erhalten sie Unterricht in Papparbeiten und im Gurtschlagen.

In allen diesen Kenntnissen und Handarbeiten wird der Unterricht von verschiedenen wohlthätigen Personen unentgeltlich ertheilt. Rührend anzusehen ist es, daß ein blinder Mann aus einem benachbarten Dorfe sich ins Institut führen läßt, um dort seine Unglücksgefährten, die blinden Zöglinge zu unterweisen, Backschüsseln und Bienenkörbe aus Stroh zu verfertigen, und Vogelbauer, Bindergefäße u. dgl. zu machen. Der Direktor der tech-

nischen Lehranstalt in Prag, Herr von Gerstner, hatte eine eigene Zwirnmachine für die blinden Zöglinge erfunden, auf welcher mittelst zehn Spulen zehn Fäden auf einmahl gezwirnt werden, und der Drechsler- und Tischlermeister dieser Lehranstalt hat sie verfertigt und dem Institute zum Geschenke gemacht. Ein Zögling des Hauses, Isidor Schönberger, hatte sich solche Kenntnisse in der Musik erworben, daß er als Unterlehrer angestellt wurde.

Jährlich werden öffentliche Prüfungen gehalten, wo die Gegenwärtigen mit Bewunderung und Rührung sehen, welche Kenntnisse und Fertigkeiten sich diese Unglücklichen erworben haben.

Dauer der Versorgung der Blinden.

Die Zöglinge erhalten übrigens eine zwar einfache, jedoch gesunde und genügende Kost. Die Kinder werden zwischen dem siebenten und zwölften Jahre aufgenommen; aber sie müssen außer der Blindheit gesund seyn. Andere blinde Kinder, die außer dem Hause Kost und Wohnung haben, und nicht arm sind, können an dem Unterrichte und den Beschäftigungen gegen eine geringe Bezahlung Theil nehmen. Auch blinde Kostkinder werden angenommen, wenn die Aeltern die Auslage machen können.

Bis zum zwanzigsten Jahre sollen die Zöglinge im Institute bleiben. In diesem Alter werden sie schon solche Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt haben, daß sie sich selbst ihren Lebensunterhalt erwerben können. Wenn ein Zögling es in Handarbeiten zu einiger Fertigkeit gebracht hat, so wird er feyerlich in Gegenwart der Vorsteher und Lehrer frey gesprochen, und hat von dieser Zeit einen Antheil an dem Arbeitsverdienste, welchen er zum Theil nach

Gefallen verwenden kann, zum Theil für die Zeit seines Austrittes ersparen muß, um einiges Geld zur Anschaffung der Arbeitsstoffe zu haben, wenn er für sich selbst sorgen muß.

Wenn ein Zögling nach dem für die Entlassung bestimmten zwanzigsten Jahre im Stande ist, durch erlernte Handarbeiten, Musik u. dgl. sich selbst zu erhalten, so steht es ihm frey, noch ferner im Hause als Lehrer, oder auch, wenn es der Raum gestattet, gegen eine sehr mäßige Bezahlung als Kostgänger zu bleiben, in welchem Falle ihm das Institut auch Arbeit verschafft. Viele wählten den noch ferneren Aufenthalt im Institute, weil es ihnen dort wohl ergeht, weil sie sich im Institute überall ohne Führer zurecht finden, und Blinde sehr gern in Gesellschaft der Blinden sind. Gene aber, welche lieber sich wieder in ihre Heimath begeben wollen, erhalten ein Reisegeld, und werden bey ihrem Abgange unentgeltlich mit den nöthigen besondern Werkzeugen versehen, an welche sie bey der Arbeit im Institute gewohnt sind.

So hat ein edler Verein von Menschenfreunden, als eine ähnliche Anstalt in *W i e n* durch die Bemühungen des verdienstvollen Direktors *Klein* und durch die Wohlthätigkeit des höchsten Adels eben im Entstehen war, auch in *P r a g* eine wohlthätige Anstalt gestiftet, und das bedauernswürdige Schicksal einer Klasse von unglücklichen Mitbrüdern verbessert, welche bis jetzt noch wenig bedacht waren. — Der Segen aller jener, welche in diesem Institute Trost und Vinderung in ihrer traurigen Lage finden, welche nun unbesorgt die Zukunft erwarten können, wird sie lohnen. Den Dank des Vaterlandes und aller guten Menschen haben sie schon! — —

Der edle Baschkire.

Nach der blutigen Schlacht bey Friedland zwischen den Franzosen und Russen im Jahr 1807, in welcher letztere sich zurückziehen mußten, sprengten einige Kosaken durch das brennende Dorf Kalwe auf der Straße nach Welau, um den ihnen nacheilenden französischen Jägern zu Pferd zu entkommen. Mitten im Dorfe stellten sie sich zur Wehre, und ein Baschkire, der mit ihnen auf der Flucht war, kam eben in das Dorf gesprengt. Er sah sich um, und bemerkte, daß seine Kameraden mit den Jägern sich wacker herumschlügen. Er wandte seinen Kenner schnell um, im Begriffe zu seinen Kameraden zu eilen, und Theil an dem Gefechte zu nehmen; doch im gleichen Augenblicke erblickte er in dem Fenster eines brennenden Hauses ein Mädchen mit einem Kinde auf dem Arme, jämmerlich um Hülfe rufend.

Basch jagt er zum Hause hin, springt ab, steckt seine lange Lanze durch den Flügel des Pferdes in den Boden fest, eilt durch das brennende Hausthor in das mit Rauch und Dampf angefüllte und brennende Zimmer, nimmt das Mädchen mit dem Kinde, eilt mit Blitzesschnelle durch die Rauchwolken zurück, und bringt beyde glücklich und unbeschädigt auf die Straße.

Weitere Rettung.

Die Franzosen hatten sich indessen vermehrt, und die Russen mußten weichen. Der Baschkire hatte das Mädchen auf sein Pferd gesetzt, und sich mit dem Kinde hinter ihr hinaufgeschwungen, und da die Jäger ihm auf

den Hals kamen, so sprengt er in vollem Gallopp davon, gegen den Fluß Aller.

Aber auch hier waren die Feinde schon angekommen, um den Flüchtigen den Uebergang zu versperren. Ein französischer Husar kam auf den Baschkiren losgesprengt, um ihm seine Beute abzunehmen. Dieser aber schwang ihm seine Lanze entgegen, stürzte mit seinem Pferde in die Aller, schwamm durch, und eilte nach einem nicht sehr entfernten, vor ihm liegenden Dorfe.

Am Eingange desselben sprang er vor einem Hause ab, trug das vom Schrecken noch betäubte Mädchen mit dem Kinde ins Haus, schüttete seine Barschaft ihr in den Schooß, und gab einer herbeyeilenden Bauersfrau, die seine Sprache nicht verstand, durch Zeichen und Geberden zu verstehen, daß sie dem weinenden Kinde Nahrung geben, und für beyde Geretteten mütterlich sorgen sollte. Er küßte das Kind zärtlich, schwang sich wieder auf seinen Renner, und sprengte davon. Dieser edle Mensch heißt Karmi-Kigi.

Wessen Herz erhebt sich nicht vor Vergnügen, unter den rohen und verwilderten Baschkiren einen Mann zu finden, der so viel Gefühl und Mitleid für fremdes Elend hat? Seine That ist um so bewunderungswürdiger, da diese Leute ohne alle Bildung und Unterricht aufwachsen.

Lebensart der Baschkiren.

Am südlichen Theil des Ural-Gebirges, zwischen dem Kama-, Wolga- und Ural-Flusse ist das Vaterland der Baschkiren. Fruchtbare Ebenen, schöne Wälder und fischreiche Seen hat das Land. Der Baschkire zeichnet sich durch eine ausgebogene Nase und breite Stirne aus, er

ist stark, fleischig und behende. Er zeigt natürliche Anlage, die aber freylich nicht ausgebildet wird, Muth und Herzhaftigkeit. Die Baschkiren haben keine bleibenden Wohnsitze; im Winter wohnen sie in elenden Dörfern, im Sommer unter einer Filzdecke, welche sie auf vier Stangen ausspannen. Sie ziehen mit ihren Herden weiter, wenn es dem Vieh an Nahrung fehlt. Die Häuser ihrer Winter-Dörfer sind oft so klein, daß man kaum aufrecht darin stehen kann, und die Thür ist so niedrig, daß man auf den Knien hinein kriechen muß.

Ihr vornehmstes Hausgeräth ist ein großer lederner Schlauch, der beständig mit saurer Milch angefüllt ist. Sie reinigen ihn nie, daher er auch einen unerträglichsten Gestank von sich gibt. Im Winter verfertigen sie aus gesäuerter Milch Käse, trocknen sie im Rauche, zerreiben sie, und mischen sie unter das Wasser. Dieses Getränk halten sie für sehr schmackhaft.

Mit Ackerbau geben sie sich nicht viel ab, sie sind zu gemächlich dazu. Das Herumziehen mit ihren Herden (die nomadische Lebensart) behagt ihnen besser, und die Viehzucht und Jagd geben ihnen auf eine bequemere Art Nahrung. Mit dem Brotbacken nehmen sie es auch nicht zu genau. Sie kneten Mehl zu einem Teige, formen ihn in einen Fladen, legen ihn in heiße Asche, und das Brot ist fertig.

Ueberhaupt sind sie bey ihrer Kost nicht im mindesten ekel. Wollen sie z. B. Schaffläse essen, so werfen sie dieselben mit der Wolle ins Feuer. Dann reißen sie dieselben mit den Händen aus einander, und stopfen sich wechselweise die Brocken in den Mund. Ist die Portion zu stark, so spuckt jener, der zuviel hat, einen Theil wieder in seine eigene Hand, und bringt ihn

in kleineren Bissen zum Munde. — Die Baschkiren kleiden sich wie die Tataren, und verfertigen sich ihr Leinzeug theils aus Nesseln, theils aus Hanf. Ihre Waffen sind Lanze, Bogen und Pfeile. Zu Pferde sind sie sehr behende, und ihre Pferde sind stink und dauerhaft. Ihre Religion ist die muhamedanische, die aber viel mit dem Heidenthume vermischt ist.

Sie geben dem Kaiser von Rußland Tribut an Honig, Wachs, Korn, Hornvieh und Pelzwerk, und ein Theil von ihnen dient im Felde. Sie sind mit Bogen und Pfeilen, mit Lanzen, Säbeln, Flinten und Pistolen bewaffnet.

D i e

P f l a n z e n u h r .

Auf der Insel Ceylon wächst eine Pflanze, die Sindrimal heißt, und den Einwohnern statt einer Uhr dient. Sie hat nämlich die wunderbare Eigenschaft, daß sie von 4 Uhr Nachmittags bis 4 Uhr Morgens beständig offen breit, den übrigen 12 Stunden hingegen geschlossen ist. Die Einwohner des Königreichs Kandy, welches im Inneren der Insel liegt, pflanzen sie in ihren Gärten, wo sie bey trübem Wetter, wenn man die Höhe der Sonne nicht sehen und daraus die Tagesstunde nicht abnehmen, so auch, wenn man die Annäherung des Morgens auf keine andere Art entdecken kann, den Mangel an Uhren einiger Maßen ersetzt.

E r o ft.

Gott zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh' ich die Welt noch sah.
Eh' ich mich selbst noch kannte,
Eh' ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hilfe nah.

D e r

K a u b e r h o f.

In der Raubergasse in Grätz liegt das Haus, welches die Grände Steyermarks im Jahre 1811 zur Errichtung eines wissenschaftlichen Instituts angekauft haben, welches von seinem erhabenen Gründer und Beschützer, von Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Johann, Josephanneum genannt wurde.

Dieses Haus war schon vor alten Zeiten eines der ansehnlichsten Gebäude der Hauptstadt Steyermarks, und ein Eigenthum der Freyherren von Rauber, aus welcher Familie

Andreas Eberhard Freyherr von Rauber

im 16. Jahrhunderte berühmt war.

Diesen Mann konnte man mit Recht den deutschen Herkules nennen. Bey einer drey Ellen hohen Riesengröße hatte er eine bewunderungswürdige Löwenstärke, und zeichnete sich durch einen Bart von so ungeheurer Länge aus, daß derselbe, wenn Rauber stand, in zwey Zöpfe geflochten nicht nur bis an die Erde, sondern von da wieder zurück bis an den Gürtel reichte.

Dieser sonderbare Mann, dessen Anblick selbst in den von ihm noch vorhandenen Gemälden Staunen erregt, war der Jugendgefährte und vertrauteste Liebling Kaiser Maximilians II., den er allenthalben begleitete, und welcher sich unter seinem Schutze ganz sicher glaubte.

Raubers Stärke

Bey allen Ritterkämpfen, welche zu dieser Zeit häufig gehalten wurden, wagte es kaum einer, mit Raubern sich zu messen; alle unterlagen seinem mächtigen Arme, und im Kampfe gegen die Feinde führte er das Schwert so gewaltig, daß er mit einem Hiebe so manchen Gegner vom Kopfe bis zum Sattel spaltete. Oft hat er dem Kaiser in einem Schlachtgewühle das Leben gerettet, indem er die Schar der Feinde, die auf den Kaiser losstürmten, mit seinem verheerenden Schwerte wie mit einer Sense zu Boden streckte.

Neu geschmiedete Hufeisen zerbrach er spielend mit den Fingern, zentnerschwere Steine schänderte er mit Leichtigkeit fern von sich fort. Diese Eigenschaft, vereint mit Klugheit, Muth und Tapferkeit, machte ihn zum Wunder seines Zeitalters. Sein Ruf verbreitete sich über alle Länder Europens, und um ihn zu sehen, reiseten die Fremdlinge aus fernen Staaten an das Hoflager des Kaisers.

Kaubers Kampf mit einem getauften Juden.

Einst besuchte der Kaiser seinen Bruder, den Erzherzog Karl den Zweyten in Grätz. Kauber folgte ihm um so lieber, da er bey dieser Gelegenheit seine Vaterstadt und die Herrschaften Thalberg, die er dort besaß, besuchen konnte. Maximilian wurde von seinem Bruder fürstlich bewirthet, und jeden Tag wurde ein neues Fest veranstaltet, woran Kauber immer Theil nehmen durfte.

Zu gleicher Zeit fand sich zufällig in Grätz ein getaufter Jude von außerordentlicher Größe und Stärke ein, welcher sich rühmte, ein Abkömmling Simsons und der Dalila zu seyn, und der durch manches Kunststück seiner ungewöhnlichen Kraft Erstaunen erregte. Dieser erfuhr, daß sich in des Kaisers Gefolge ein Ritter von außerordentlicher Stärke befände, und ließ sich spöttisch verlauten, es würde ihm nur ein Possenspiel seyn, den steyermärkischen Herkules zu besiegen. Ja er drängte sich selbst in den Speisesaal, wo der Hof mit seinen Großen eben bey dem festlichen Mahle saß, und forderte dreist den Freyherrn von Kauber zu einem Faustkampfe auf.

Dieser konnte nach damaliger Sitte die Aufforderung nicht ablehnen, und beyde loofeten mit dem Würfel, wer den ersten Streich führen sollte. Das Loos entschied für den Juden; dieser versetzte Kauber'n mit seiner Riesenfaust einen so heftigen Streich, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte, und nach Hause getragen werden mußte.

Acht Tage bedurfte Kauber zu seiner Erholung; aber als er genas, wollte er seinen Ruf retten, und forderte den Juden zum zweyten Kampfe auf.

Kaum war der Hof versammelt, kaum erblickte der Ritter seinen Gegner, der ihn höhnisch anlächelte, als er

ihn mit der linken Hand beym Barte faßte; denselben, ohne daß es der Jude durch seine Gegenwehre verhindern konnte, um die Hand wickelte, und mit der Rechten einen so gewaltigen Hieb darauf führte, daß ihm Haar und Kinnbacken in der Faust blieben. Der unglückliche Jude, welcher nun den Bart sammt der Kinnlade verloren hatte, starb an den Folgen dieses gräßlichen Kampfes. — Derley blutige Kämpfe empören unser Zartgefühl; sie stellen uns aber die Lebensweise unserer Urväter in jenen rohen aber kraftvollen Zeiten anschaulich dar, und lassen uns die Wohlthat gemilderter Sitten empfinden, woran die Beherrscher Oesterreichs Jahrhunderte hindurch mit väterlicher Sorgfalt gearbeitet haben.

Dessen Kampf mit einem Spanier.

Noch einen zweyten Kampf sonderbarer Art mußte unser Ritter bestehen. Er warb um die kaiserliche Tochter *Helena* gemeinschaftlich mit einem Spanier vom höchsten Adel, der mit seinem hohen Range den Ruhm einer besonderen Stärke und Tapferkeit verband, und *Kaubern* an Größe noch etwas übertroffen hatte. Der Kaiser, welcher *Kaubers* Verdienste um seine Person und seinen Hof zu schätzen wußte, und dem Spanier auch nicht abgeneigt war, beschloß den Besitz seiner Tochter durch einen Zweykampf zu entscheiden, bey welchem aber kein Blut fließen sollte. In seiner immer fröhlichen Laune ordnete er an, daß die Kämpfer statt Lanze und Schwert, jeder mit einem großen Sack versehen seyn, und derjenige, welcher seinen Gegner in den Sack zu stecken vermöchte, seine Tochter *Helena* als Gattinn erhalten sollte.

Der Kampf begann auf dem damahls von Gebäuden ganz freyen Turnier-Platz in *Grätz*, der noch jetzt den

Nahmen Zummelplatz führt. Eine unzählige Menge Volkes hatte sich zu diesem sonderbaren Schauspiele versammelt; der Kaiser und sein Bruder saßen auf erhabenen Sitzen, und zwischen ihnen die schöne Braut in griechischer Kleidung.

Der Herold gab das Zeichen und die Kämpfer traten mit ihren Säcken versehen auf. Muthig gingen beyde auf einander los, ergriffen sich mit starken Fäusten, und suchten sich durch allerley Wendungen und Vortheile zu übermeistern. Die Erde schien unter dem Stampfen ihrer Füße zu beben; hoch sprühete der Sand über die Ringenden empor, und nicht bald sah man größere Stärke und männlichere Kraft im Zweykampfe.

Lange wankte der Sieg zwischen den riesenmäßigen Kämpfern; schon traußte der Schweiß von ihren bräunlichen Gesichtern; jetzt wichen sie einige Schritte auseinander, um neuen Athem zu hohlen, neue Kräfte zu sammeln.

Rasch stürzte nun Rauber auf seinen Gegner los; er faßte ihn um die Mitte, hielt ihn hoch empor, und stürzte ihn endlich zu Boden. Jetzt vollendete er den Sieg, und trug den im Sacke zappelnden Spanier zu den Füßen des Kaisers hin, der von seinem Throne herabstieg, den Sieger küßte, und ihm die kaiserliche Braut übergab.

Noch am nämlichen Tage wurde er mit ihr getrauet, und das Fest mehrere Tage lang bey Sang und Klang und Prunkgelagen gefeyert. Der arme Spanier ging traurig und beschämt in sein Vaterland zurück, und trat dort in den Dominikaner-Orden.

D e s s e n T o d .

Im Jahre 1575 ward der unbesiegte Freyherr von Rauber von dem Tode besiegt. Er starb im 68. Jahre seines Alters auf seinem Schlosse Petronell in Oesterreich an der ungarischen Gränze, und liegt auch in der dortigen Pfarrkirche begraben, wo noch heutigen Tages sein Bildniß und Wappen in Marmor gehauen zu sehen ist.

Seine Erben ließen ihm den Bart nach der Länge seines Körpers, und schnitten davon nur den Ueberrest ab, um ihn als Familien-Denkmahl aufzubewahren. Es sind von ihm noch mehrere Abbildungen vorhanden, wovon eine in den Händen seiner Nachkommen sich befand, und noch gegenwärtig als ein Andenken eines so berühmten Steyermärkers geschätzt wird.

Mit dem im Jahre 1809 den 10. Hornung zu Grätz verstorbenen k. k. Herrn Oberstlieutenant Xavier Freyherrn von Rauber, von dem sich noch zu Wien ein Bruder am Leben befindet, erlosch in der Steyermark dieses uralte Edelgeschlecht.

B o r s a t z .

Einst nutzbar für mein Vaterland
So sehr ichs kann, zu leben,
Dazu ist mir von Gott Verstand
Gesundheit mir gegeben.
Durch Trägheit würd' ich sie entweih'n
Und unnütz auf der Erde seyn.

Aufopferung eines Vaters für seinen Sohn.

Der Schiffer Waahl aus Greetshyl in Ostfriesland segelte im Jahre 1803 im Monathe Oktober aus, um Seefand zu hohlen. Auf der Rückreise stieß er in der Nacht an ein größeres Schiff; sein Fahrzeug bekam dadurch einen so starken Leck, daß das Wasser durch die Oeffnung dicht hineindrang, und das Schiff in größter Gefahr war, unterzusinken. Alle Bemühungen, das Wasser auszupumpen, und dadurch das Schiff vom Untergange zu retten, waren fruchtlos. Der augenscheinlichste Tod stand vor Augen.

In dieser Gefahr band der Sohn des Schiffers zwey Bretter zusammen, um sich mit seinem Vater darauf zu retten. Der Vater sah voraus, daß diese zwey Bretter zu leicht wären, um sie beyde zu tragen, daß nur einer sich retten könnte, der andere aber im Wasser seinen Tod finden müßte. Die Liebe zu seinem Sohne siegte über die Liebe zum Leben; er setzte seinen Sohn auf die Bretter, befahl ihm, nach Hülfe zu rufen, stieß ihn selbst vom Schiffe ab, sprach ihm Muth zu, und freuete sich, wie der Liebling seines Herzens alle Hoffnung zeigte, aus der Lebensgefahr gerettet zu werden. Er selbst ging nach dem Vordertheil des Schiffes zurück, welches schon zu sinken anfing.

Dort fand er den Bootsknecht fest angeklammert, welcher ein Todesgeschrey ausstieß. Aber in diesem Augenblicke versank das Schiff, und Herr und Knecht wurden von den Wellen verschlungen. Der Sohn wurde, nachdem er sich zwey Stunden in Todesgefahr auf den Brettern herumgetrieben hatte, durch Schiffer, die auf sein Angstgeschrey ihm zu Hülfe herbey geeilet waren, glücklich gerettet.

Unbeschreiblich groß ist die Liebe der Aeltern zu ihren

Kindern! Erwidert sie, junge Freunde, besonders dadurch, daß ihr mit aller Sorge trachtet, ihnen zu gefallen, zu gehorchen, und ihnen alles Angenehme und Nützliche zu erweisen.

B u k o w i n a.

! 1.

Kommt an Oesterreich.

Die Bukowina, welche sich vom Dniester bis an das goldreiche Flüsschen Bistritz a südlich an die siebenbürgische Gränze erstreckt, und von Galizien, Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau begränzt wird, machte in älteren Zeiten einen Theil Siebenbürgens aus. Dann wurde sie mit der Moldau vereinigt. Zu Ende des Jahres 1774, während des Krieges der Russen mit den Türken, besetzte das österreichische Militär dieses Ländchen, um die Plünderer, welche aus Raubsucht von der türkischen und russischen Armee zurückblieben, von Räubereyen, die sie in Galizien und Siebenbürgen verübten, abzuhalten, und so das Eigenthum der österreichischen Unterthanen zu schützen. Im Jahre 1777 wurde die Bukowina von den Türken an Oesterreich abgetreten, und als ein einzelnes Land verwaltet. Im Jahre 1786 wurde sie mit Galizien vereinigt, und machte bis 1791 einen Kreis desselben aus. Sie wurde in

der Folge wieder abgefondert, dann wieder unter den Rahmen Ezer nowiger oder Bukowiner Kreis zu Galizien gezogen.

2.

Wohlthätige Veranstaltungen der österreichischen Staatsverwaltung zur Kultur des Landes.

Diese Landschaft, welche beyläufig 21 Meilen in die Länge und 16 Meilen in die Breite hat, ist überhaupt viel weniger als die übrigen Theile der österreichischen Monarchie bekannt, da sie in dem Zustande der Verwilderung und Rohheit mit derselben vereinigt worden ist, und die vorigen Besitzer keine genaue Kenntniß derselben hatten. Der wohlthätigen österreichischen Regierung war es vorbehalten, die Bewohner dieses Ländchens, die in Unwissenheit und Rohheit aufwuchsen, und ohne Eigenthum wie Sklaven und Leibeigene von den Edelleuten behandelt wurden, in die Rechte des vernünftigen Menschen einzusetzen, sie auf die Fruchtbarkeit ihres Bodens aufmerksam zu machen, Ackerbau, Gewerbe und Handel herzustellen, Unterrichtsanstalten zu errichten und sie nach und nach zu gebildeteren, fleißigen und zufriedenen Unterthanen des großen Kaiserstaates zu machen. Auf Befehl des Monarchen bereisete der damalige Hofrath und nunmehrige Präsident der niederösterreichischen Landesregierung Reichmann Freyherr von Hochkirchen, ein erfahrener, aufgeklärter und wohlwollender Staatsmann, die Bukowina, um das Land besser kennen zu lernen, und die dienlichsten Mittel zur Verbesserung der Landes-Kultur vorzuschlagen. Seit dieser Zeit ist viel geschehen, man sieht den Ackerbau, die Gewerbe und den Handel aufleben;

Unterrichtsanstalten wurden gegründet, und so werden sich auch die Bukowiner Schritt vor Schritt den gebildeten Bewohnern des österreichischen Kaiserstaates nähern, und die väterliche Staatsverwaltung, welche auch die entfernteste Provinz in Schutz nimmt, dankbar segnen.

3.

N a h m e n.

Nach einer alten Sage hat das Land von folgender Begebenheit seinen Namen erhalten. Stephan der Fünfte, auch der Große genannt, Fürst von der Moldau schlug im Jahre 1496 in dieser Gegend ein großes Heer der Pohlen, und nahm 20000 derselben gefangen. Diese Kriegsgefangene zwang er, einen großen Strich Landes umzuackern, und mit Eichel zu bebauen, damit in Zukunft ein Eichenwald das Andenken an diese Schlacht erhalten möchte. Seit dieser Zeit wurde die Gegend Bukowina genannt, welches in der Landessprache so viel als blutige Eiche bedeutet.

4.

Fruchtbarkeit des Bodens.

In dem Lande wechseln Berge und Ebenen mit einander ab. Die Ebenen sind von vielen Flüssen und kleinen Bächen durchschnitten, und reich an vortrefflichen Wiesen; selbst die hohen Gegenden liefern viel Gras, daher die Viehzucht sehr beträchtlich ist.

Die Natur hat dieses Land mit den besten Holzarten und im Ueberflusse versehen. Die Ebenen am Dniester, Pruth, und zum Theil an beyden Ufern der Sucza-

wa haben einen fruchtbaren Boden, und die Feldfrüchte gedeihen auch bey geringer Pflege sehr gut.

5.

Natur - Produkte.

Da das Land von Provinzen, die sehr reich an Getreide sind, umgeben ist, und man den Bedarf sehr wohlfeil von daher erhalten konnte, so gab man sich mit Feldbau nicht viel, noch weniger mit der Obst-Kultur ehemals ab. Nur Hornvieh zog man häufig, auch Schafe und Pferde, und wanderte von einer Gegend mit denselben zur andern. Jetzt noch bauen die eigentlichen Urbewohner der Bukowina wenig Getreide, meistens nur Kukuruz (Mais), aus welchem sie sich ihre zwey Lieblingsgerichte, die auch ihre Hauptnahrung ausmachen, bereiten, nämlich Mammalige und Mammaley. Erstere ist eine zu Brey gekochte Speise, an die sich selbst der Deutsche leicht gewöhnt. Mammaley ist ein Backwerk, das aber noch am nähmlichen Tage, an welchem es gebacken wird, genossen werden muß.

Die Ungarn und Deutschen, welche seit der Zeit, als das Land unter österreichischer Herrschaft steht, eingewandert sind, bauen so viel Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, daß sie selbst die Städte hinlänglich damit versehen können. Da diese Feldfrüchte vortrefflich gedeihen, so reizte dieses auch die Ureinwohner an, den Feldbau zu versuchen, und schon sind unabsehbare Heiden in fruchtbare Aecker umgestaltet.

So lockt das gute Beyspiel des Vernünftigeren selbst die rohesten Menschen zur Nachahmung des Nützlichen an. Auch Wein hat man in Neuseny im Sucza-

wer: Distrikt mit gutem Erfolge zu bauen angefangen. Wie man ehemahls nur Hornvieh, Schafe und Pferde von unansehnlicher Größe und geringem Werthe aus diesem unkultivirten Lande zog, so wird es bald alle Natur-Produkte veredelt liefern, welche man von den kultivirten Provinzen Oesterreichs erwartet. Sehr schöne Pferde werden jetzt schon auf der Herrschaft Kadantz gezogen. In dem Ex-Kloster zu Kus-Moldawize werden spanische Schafe mit Nutzen gehalten, und bald wird sich die veredelte Schafzucht allenthalben verbreiten.

Das Land hat auch Bergwerke. Bey Dorna und Tokobnan gibt es Eisenbergwerke, bey Kirli-Baba Silberbergwerke, zu Posorita Kupferbergwerke. An Salzquellen ist das Land überaus reich; sie zeigen sich zum Theil unverborgen, und bey Partistin liegen ansehnliche Lagen vom Salze am Tage. Der Fluß Distrisa führt Goldsand mit sich, und zu Kirlibaba ist eine Goldwäscherey, wo eine nicht unbedeutende Menge Goldes, so im Jahre 1803 sieben Piaster (14 fl. 38 kr. 2 pf. Conv. M.) gewonnen worden.

6.

Fabriken und Handel.

Auch Fabriken kommen unter der wohlthätigen österreichischen Regierung in diesem Lande empor. In Wisniz ist eine Korduan-Fabrik, in Moldauisch Kinpolung und Suczawa gibt es Kofen-Fabriken; Herr Ludwig, ein Privatmann hat zu Woronez eine Steingut-Fabrik vor einigen Jahren angelegt, welche schon hübsche Waaren liefert. Die drey Glas-Fabriken zu Putna in der Kadancez Kameral-Herrschaft; zu Für-

sten thal in der S o l h a e r Kameral-Herrschaft erzeugen ein reines, weißes Glas, welches dem böhmischen nicht weit nachsteht, und nach Galizien und in die Moldau mit großem Vortheile verführt wird.

Nicht minder merkwürdig sind die vierzehn Pottasche-Siedereyen. Außer diesen Artikeln werden Hornvieh, Häute, Pferde, Wolle, Wachs und Honig außer Land verhandelt. Der Handel befindet sich meistens in den Händen der Juden und Armenier. Es sind bereits zwey Kommerzial-Strassen, eine nach Galizien und die andere nach Siebenbürgen angelegt, und wie Ackerbau, Gewerbe und Fabriken im Innern des Landes zunehmen werden, so wird sich auch der Handel immer mehr ausdehnen.

7:

W o h n o r t e .

Die Bukowina hat zwey beträchtliche Städte S u c z a w a, die ehemalige Hauptstadt des Landes und die Residenz der moldauischen Fürsten, mit einem mächtigen Bergschlosse, nahe an der Gränze der Moldau, mit einer neu errichteten Hauptschule, einer moldauischen und armenischen Trivialschule; C z e r n o w i t z, der Sitz der Landesstände für die Bukowina, und des Kreisamtes, des Landrechtes und eines Berggerichts. Auch befindet sich ein griechisch nicht unirter Bischof, ein Gymnasium, eine Normal-Haupt-, eine Mädchen und eine moldauische Trivialschule, auch eine Buchdruckerey in dieser Stadt. Im November 1814 ist dort eine philosophische Lehranstalt errichtet worden. S y r e t h ist die älteste Stadt des Landes. Dort ist das Gränz-Zollamt und die Gränz-Post-Station. In B o j a n, B o s s a n c e, S i n o u z und B a j a s c h e s t i e sind Kontumaz- und

Kastell-Ämter. Nebst diesen befinden sich noch bey 360 Ortschaften in diesem Lande.

8.

E i n w o h n e r.

Die Zahl der Einwohner, welche sich bey der Uebernahme der Bukowina kaum auf 70000 belief, war schon im Jahre 1807 auf 208329 Seelen angewachsen, und hat sich seither unter der milden österreichischen Landesverwaltung ansehnlich vermehrt.

Diese Einwohner bilden ein Gemisch der verschiedenartigsten Nationen. Moldauer, Pohlen, Ungarn, Szekler, Deutsche, Wallachen, Armenier, Juden leben hier friedlich unter einander. Ihre Sprache, welche von der lateinischen abstammt, und mit vielen sarmatischen und andern fremden Wörtern der eingewanderten Völker vermischt ist, hat eine Aehnlichkeit mit der italienischen. Die deutsche Sprache kommt auch nach und nach, besonders in den Städten mehr in Gang.

9.

R e l i g i o n.

So verschieden die Nationen in der Bukowina sind, so verschieden ist auch ihre Religion. Da gibt es Katholiken, Protestanten, unirte und nicht unirte Griechen; Armenier, Lippowaner, Abrahamiten, Huzzulen, Juden und Mahomedaner; und bey diesen ihren verschiedensten Religionsbegriffen leben sie einträchtig und friedlich unter einander. Ein seltenes Beyspiel der Toleranz in einem kaum halb kultivirten Lande, welches manche gebildete Nation

nachahmen dürfte! Besonders gut vertragen sich die Katholiken mit den Armeniern.

Unter den weniger bekannten Religionsparteyen zeichnen sich die Lippowaner durch Fleiß, Ordnung, Keulichkeit und Rechtlichkeit vor allen übrigen aus. Ihre Wohnungen sind gut gebaut und nett. Ihre Religionsgebräuche sind wenig bekannt, weil sie keinem Fremden Zutritt zu ihrem Gottesdienste gestatten; man hält sie jedoch allgemein für Christen. Sie haben sich durch ihr sittlich gutes Betragen eine so große Achtung erworben, daß schon Kaiser Joseph ihnen bedeutende Vorrechte gab. Kein Lippowaner braucht vor Gericht zu schwören, welches seinem Glauben zuwider wäre; sein bloßes Wort gilt für einen Eid. Möchten doch meine jungen Leser, die so gewissenhaft in der Religion und Sittenlehre unterrichtet werden, durch Wahrheitsliebe sich eines eben so großen Zutrauens würdig machen. Die Lippowaner haben auch die jetzt seltene Gewohnheit, ihre Todten zu verbrennen.

Die Abrahamiten bekennen sich zwar äußerlich zu der christlichen Religion, doch scheinen sie sehr Vieles von dem Judenthume beyzuhalten zu haben.

Die Huzzulen sind die Gebirgsbewohner an der galizischen Gränze. Sie haben fast gar keinen Gottesdienst; und sind bey aller ihrer Nothheit ein friedliches und höfliches Volk.

Juden gibt es bey 800 Familien; und das Merkwürdigste von ihnen ist, daß fünf und fünfzig Juden-Familien sich mit Ackerbau beschäftigen.

Bey den nicht unirten Griechen herrscht der meiste Aberglaube. Es konnte aber nicht anders seyn, da ihre Poppen (Priester) selbst ehemahls wenig gebildet, und ohne allen wissenschaftlichen Unterricht waren. Nebstbey war auch

für den Lebensunterhalt dieser guten Leute schlecht gesorgt. Kein Poppe hatte als Pfarrer einen Gehalt, sondern es wurde ihm nur eine Strecke Landes (44 Jalsch) zum Genuße während seines Amtes gegeben. Diese mußte er nun selbst pflügen, und hinter dem Pfluge wie jeder Bauer gehen.

Wie konnte er sich da noch um seine Pfarrkinder, um ihren Unterricht und weitere Ausbildung bekümmern? Bey dem beharrlichsten Fleiße, den er auf den Ackerbau verwendete, konnte er seine Einkünfte höchstens auf 250 bis 300 Gulden bringen, und damit mußte er Frau und Kinder ernähren. Wahrlich ein trauriges Loos für Männer, welche das erhabene Geschäft hatten, Menschen zu bilden und ihre Sitten zu mildern!

Die österreichische Staatsverwaltung hat jetzt alles vorgekehrt, daß diese Religionslehrer gut unterrichtet werden, sie sorgt für ihren Unterhalt, und bald werden sie als thätige und verständige Seelsorger ihre Glaubensgenossen zu verständigen, gutgesinnten und arbeitsamen Bürgern des großen österreichischen Staates umstalten.

So sorget die allwaltende göttliche Vorsehung für Tausende und Tausende der Menschen, indem sie die Leitung derselben einem Oberhaupte übergibt, der das wahre Wohl seiner Unterthanen kennt, dem es am Herzen liegt, sie zu verständigen und glücklichen Menschen zu machen.

Sittlicher Zustand.

Die Natur hat den Bukowiner zu einem arbeitsamen und thätigen Menschen gebildet. Er ist groß, ansehnlich, breitschulterig, und fällt dem Fremden durch seine starken

Gesichtszüge auf. Das weibliche Geschlecht liebt die Keimlichkeit im Anzuge und in den Wohnungen. Immer mit Spinnen beschäftigt, überläßt sie selbst das Zubereiten der Mammalige den Männern. Die Weiber kleiden sich in ein gestreiftes viereckiges Tuch, nehmen eine Schürze und befestigen beyde Kleidungsstücke mit einem bunten Gürtel um die Hüften an den Leib.

Als diese Provinz an Oesterreich kam, war freylich das Volk in die größte Wildheit versunken, und man schilderte es als roh, raubfüchtig und sittenlos. Aber daran war die ehemahlige Landesverfassung Schuld. Es gab nur Edelleute und Bauern. Der größte Theil der Edelleute waren auch roh und ungebildet. Sie brachten ihre Lebenszeit in Jassy, der jetzigen Hauptstadt der Moldau zu, und vergeudeten da, was sie von ihren Unterthanen erpreßten.

Die österreichische Landesregierung mußte selbst nach der Besitznahme dieses Ländchens ernsthafte Maßregeln ergreifen, um dieses zu verhindern. Denn wie konnte man hoffen, daß sich die Ersteren der Nation bilden würden, die ihr Leben in einem unkultivirten Lande zubringen? Die Edelleute gaben während ihrer Abwesenheit den Armeniern und Juden ihre Besitzungen in Pacht, welche die Unterthanen hart drückten.

Trauriger Zustand der Bauern.

Die Bauern waren Sklaven, ohne gewisses Eigenthum. Pflanzte einer seine Gründe gut, oder hatte er Heiden zu fruchtbarem Ackerlande umgeschaffen, so nahm ihm der Pächter den fruchtbaren Grund ab, und gab ihm ein unfruchtbares schlechteres Stück dafür. Daher trieben die Bukowiner nie eifrig den Feldbau, hatten keine stäten Wohnsitze, sondern verlegten sich auf Viehzucht, und wan-

verten von einer Gegend zur anderen. Wurden ihnen nun die Viehweiden auch von den Pächtern oder Edelleuten freitig gemacht, so brannten sie ihre elenden Hütten, die oft nicht 15 Gulden werth waren, ab, und wanderten mit ihrem Vieh in die benachbarte Moldau, wo sie offene Weiden fanden. Wieder andere, die kein sicheres Eigenthum hatten, nährten sich vom Diebstahle und Raube, plünderten die Herden, und lebten in einem ganz verwilderten Zustande.

Wohlthätige Sorge der österreichischen Staatsverwaltung für das Wohl der Bukowiner.

Schon Kaiser Joseph II. hob die Sklaverey der Bauern auf, und sicherte ihr Eigenthum. Er befahl, den Bukowiner-Bauer schonend zu behandeln, und auf seine Bildung hinzuwirken. Seither ist für dieses Land viel geschehen. Durch die veranlaßten Einwanderungen mehr kultivirter Menschen lernten auch die Bukowiner mildere Sitten, und fingen an, sich mit dem Ackerbau mehr zu beschäftigen; durch Anlegung der Fabriken erhalten viele nützliche Beschäftigung. Es wurden Unterrichtsanstalten und Schulen errichtet, um die Jugend von einer rohen zu einer gesteteten Lebensart zu bilden und zu gewöhnen. Besonders sorgt der Staat dafür, daß wohlunterrichtete, edel denkende und thätige Priester in dieses Land kommen, und reine Religion und gute Sitten verbreiten.

Die wohlthätigsten Anstalten aber wurden von unserm weisen und gütigen Landesvater zur Bildung der nicht unirten griechischen Priester in diesem Lande getroffen. So werden auch katholische Priester selbst zu Wien gebildet, die als eifrige Seelsorger oder Vorsteher der Lehranstalten in ihr Vaterland zurückkehren. Das Kreis-

amt und die Gerichtsstellen werden mit einsichtsvollen, unparteyischen und wohlwollenden Beamten besetzt, welche den Bauer vor Bedrückungen schützen, und einer so weisen Regierung, wie die unsrige ist, welcher auch die entfernteste und verwahrloste Provinz so sehr als das Mutterland am Herzen liegt, wird es vollends gelingen, Kenntnisse und Bildung unter dem geistlichen Stande aller Religions-Parteyen zu verbreiten, welche die Einwohner zu wahrer Gottesfurcht und guten Sitten anleiten werden.

Durch gut eingerichtete Lehranstalten wird sie den Samen des Guten in das Herz der Jugend streuen, und ihren Verstand durch nützliche Kenntnisse ausbilden. Durch weise Landesgesetze wird jeder in seinem Eigenthume geschützt werden, und dadurch zum geselligen Leben, zur Arbeitsamkeit und einer nützlichen Haushaltung gewöhnt werden.

Durch Anlegung bequemer Heerstraßen und Fabriken, durch Errichtung mancherley Gewerbe werden Industrie und Handel aufblühen, und nach wenigen Jahren wird sich die Bukowina an innerer Wohlfahrt kaum mehr von andern Provinzen des österreichischen Kaiserstaates unterscheiden; der Bukowiner wird als ein arbeitsamer, verständigiger, gesitteter und wohlhabender Unterthan die Früchte seines Fleißes ruhig und froh genießen, und sich glücklich fühlen, unter einem Landesfürsten zu leben, der alle seine Unterthanen, auch die entferntesten väterlich liebt; er wird sich Glück wünschen, zu einem Staate zu gehören, wo das Wohl des Unterthanen der Trost, das Vergnügen seines Fürsten ist.

Reines Herz.

Keiner Sinn und Unschuld schmücket
Mehr als Schönheit; sie vermehrt
Jede Lust, die uns entzückt,
Jedes Glückes Reiz und Werth.
Keinen Herzen fließt die Quell
Jeder Wonne rein und hell;
Und sie hoffen voll Vertrauen
Gott im hellern Licht zu schauen.

Lied der Mutter an der Wiege.

Schlaf Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du,
Schließe die blauen Guckäugelein zu.
Alles ist ruhig, ist still wie im Grab,
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen dir ab.

Jetzt noch mein Püppchen ist goldene Zeit,
Später, ach später ist's nimmer wie heut,
Stellen einst Sorgen ums Lager sich her,
Herzchen, da schläft sich's so ruhig nicht mehr.

Engel vom Himmel so lieblich wie du,
Schweben ums Bettchen und lächeln dir zu;
Später zwar steigen sie auch noch herab,
Aber sie wischen nur Thränen dir ab.

Schlafe lieb's Söhnchen, und kommt gleich die Nacht,
Sitzt deine Mutter am Bettchen und wacht.
Sey es so spät auch und sey es so früh,
Mutterlieb, Herzchen, entschlummert doch nie.

D e r

sprechende Hund.

Obwohl nach der Meinung der Naturforscher die Hundsschnauze für die menschliche Sprache gar nicht geeignet ist, so gab es doch Hunde, welche Worte aussprachen. Einen solchen Hund sah der Philosoph Leibniz selbst im Jahre 1712, und er erzählt Folgendes von ihm. Der Hund wurde in Sachsen bey Zeitz erzogen, und war auch auf der Ostermesse in Leipzig zu sehen. Es war ein Bauernhund von ganz gewöhnlicher Gestalt und mittelmäßiger Größe. Ein Knabe hörte ihn einmahl ertliche Töne hervorbringen, die ihm Aehnlichkeit mit deutschen Worten zu haben schienen, und er kam dadurch auf den Einfall, ihn sprechen zu lehren.

Der Knabe, welcher nichts Bessers zu thun hatte, sparte weder Zeit noch Mühe, und glücklichter Weise hatte der Hund Anlagen, wie man sie bey einem andern schwerlich finden wird. Endlich nach einigen Jahren konnte der Hund ungefähr dreyßig Worte hersagen; unter andern auch die Worte: Thee, Kaffee, Schokolade und Assemblee. Es ist zu bemerken, daß der Hund schon drey Jahre alt war, als er zu lernen anfing. Er sprach aber nur als Echo, das heißt, wenn ihm sein Lehrer ein Wort vorgesagt hatte, so wiederholte er es. Diese Thatsache wird in mehreren glaubwürdigen Schriften aus jenem Zeitalter erzählt.

Ein anderer sprechender Hund.

Auch in Berlin gab es einen sprechenden Hund, mit dem es aber ganz anders herging. Es war ein gewöhnlicher Hund, der die Eigenschaft hatte, daß er knurrte, wenn man ihn anrührte, und daß er zu murren fortfuhr, bis man ihn zufrieden ließ. In dieser Gewohnheit

zu murren, lag die ganze Kunst zu reden verborgen. Sein Herr setzte sich nämlich auf die Erde, und nahm den Hund zwischen die Beine, um ihn nach Willen behandeln zu können.

Mit der einen Hand hielt er ihn den oberen, mit der andern den unteren Kinnbacken. So lange der Hund seiner Gewohnheit nach murrte, so lange drückte sein Herr auf verschiedene Art bald den einen bald den andern Kinnbacken, zu weilen beyde zugleich. Dadurch wurde der Mund des Hundes auf verschiedene Art verdreht, welches verursachte, daß er Worte aussprechen konnte, und zwar deren über sechzig, worunter immer das eine deutlicher als das andere war; nachdem der Kinnbacken mit mehr oder weniger Geschicklichkeit gedrückt wurde. Doch niemahls sprach er vier Sylben nach einander aus. Am besten sprach er die Worte aus: Elisabeth, Laken, Salat, Thee, Kaffee, Schokolade. Der Mann ging mit diesem Hunde auf Reisen und im December 1710 wurde er zu Regensburg gesehen, gehört und bewundert.

B e s c h l u ß.

Schon Plinius erwähnt in seiner Naturgeschichte eines redenden Hundes. Auch auf einem Vorwerke Links, unweit Weissenfels, gelang es einem Bauernjungen, einen Hund menschliche Töne und Wörter sprechen zu lehren. Der Hund wurde dem Herzoge geschenkt. Der Junge brachte es aber nicht wieder dahin, einen zweyten Hund eben so abzurichten.

Im Jahre 1718 kam ein Oesterreicher nach Holland mit einem Hunde, der alle Buchstaben, ausgenommen L, M, N, sprechen konnte. Zu Angerburg hatte der Rathsherr Krumholz damahls einen Mops, der viele jüdisch-deutsche Wörter nachsprechen konnte.

Man sey vorsichtig mit Feuer und Licht, wenn man schlafen geht.

Am Abend des 23. Februar 1812 hatte sich Johann Klinger, ein Holzhauer, 85 Jahre alt, unbesorgt schlafen gelegt. Zuvor hatte er seine Strümpfe neben dem stark geheizten Ofen seines engen Zimmers zum Trocknen aufgehängt. Die Strümpfe entzündeten sich, verbreiteten einen dichten Rauch und Dampf, und am folgenden Tage des Morgens wurde Klinger erstickt in seinem Bette gefunden. Man wandte alle Mittel an, ihn wieder ins Leben zu bringen, aber vergebens, er war todt.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März des nämlichen Jahres entstand in der Alser-Vorstadt in Wien Feuerlärm. Ein junger Mann hatte des Nachts im Bette gelesen, und war eingeschlafen, ohne das Licht auszulöschen. Es entzündete das Bett und ergriff auch den Tisch. Schon hatte man außer dem Hause das Feuer bemerkt, und noch schlief der junge Mensch, vielleicht betäubt von dem Dampfe. Man mußte die Thür einsprengen. Wäre die Hülfe nur wenige Minuten später gekommen, so hätte er mit dem Leben seine Unvorsichtigkeit gebüßt, und das ganze Zimmer wäre in Flammen gestanden.

Viele junge Leute, besonders Studierende haben die Gewohnheit, wenn sie Nachts zu Bette gegangen sind, noch zu lesen. Wie leicht kann sich der Schlaf ihrer bemästern, daß sie einschlummern ohne das Licht vorher ausgelöscht zu haben, und hierdurch gerathen sie in Lebensgefahr. Das Licht oder auch nur ein Schuppen von der Kerze kann das Bett entzünden, und das Leben des Schlafenden in Gefahr bringen. Viele traurige Beispiele haben es bewiesen, wie leicht durch eine solche Sorglosigkeit eine Feuersbrunst entstehen kann.

Räthsel, Charaden und Logogryphen.

1.

R ä t h s e l.

Geheimnisse vertraut mir Der und Jener an:
Er weiß, ich schweige wohl, wenn er nur schweigen kann.
Bald quält man mich, und bald sucht man mich zu entzücken;
Zu meiner Pein sucht mich die Eitelkeit oft auszuschmücken;
Doch lieber wird ein schönes Lied mir seyn,
Als Ringe, Gold und Edelstein.

2.

C h a r a d e.

Ich bin des Erste, ruft die Zweyte;
Der Zweyten Hälfte lacht dabey,
Und denkt, daß sie es auch oft sey,
Das Ganze, zieht den Regen aus der Scheide,
Und ruft, »Schlagt an, gebt Feuer!« ungestraft und frey.

3.

R ä t h s e l.

Ich bin dir treu bey Sonnenschein und Licht,
Doch folg' ich dir in Nacht und Dunkel nicht;
Sonst aber zwingt mich nichts, von zu dir bleiben,
Nur durch mich selber kannst du mich vertreiben.

4.

R ä t h s e l.

Obgleich nicht meine Zunge spricht,
So kann ich sie doch nicht entbehren:
Ich muß das richtige Gewicht
Den Menschen augenblicklich lehren.

5.

R ä t h s e l.

Wir Menge Kinder, die von einem Vater stammen,
Wir wohnen alle hier ganz in der Näh' beysammen;

Doch jedes hat zu seinem Sitz
Ein eignes, abgesondert Haus,
Und zwar ein Haus mit einer Spitze,
Ein Flegel nur jagt uns hinaus.

6.

R ä t h s e l.

Mit meinem schneidend scharfen Zahn
Durchfress' ich selber Holz und Stein:
Zwar muß ein Andern mir dazu die Kräfte leihn;
Doch greif ich auch kein Ding aus eignere Fressgier an.

7.

R ä t h s e l.

Einst Pflanze, jetzt nur Staub, schließt mich Gold, Edelstein,
Horn, Silber, Blech, Papier, nach Jedes Willkühr ein;
Dem Einen bin ich höchst beschwerlich,
Dem Andern aber unentbehrlich.

8.

R ä t h s e l.

Ich bin mit einem Kopf ein kleiner Pfahl,
Mit vieler Kunst gemacht von glänzendem Metall;
Beym Puz der Mädchen Hülf, und Stütze;
Doch zählt man in mir nie den Werth, nach dem ich nütze.

9.

C h a r a d e.

Bist du mit meinem ersten zart begabt,
So werden Ton und Sprach' in dir oft Lust erwecken:
So süß das Zweyte und das Dritte labt,
So bitter soll das Ganze auf dem Backen schmecken.

10.

R ä t h s e l.

Man röstet mich in Feuergluth;
Man räbert mich, stürzt eine Wasserfluth
Auf meinem Staub' und läßt mich dann verächtlich liegen,
Um seinen Gaum am Wasser zu vergnügen.

11.

N ä t h s e l.

Der Freund, der euch die Wahrheit sagt,
Ihr Mädchen, ist bey euch oft übel angeschrieben,
Ich lüge nie und doch — so groß ist meine Macht, —
Könnt ihr nicht anders als mich lieben.

12.

C h a r a d e.

Die Erste fliegt, wandernd übers Meer,
Zur warmen Jahreszeit zu uns her.
Ohne die beyden Andern
Konnte die Erste nicht wandern.
Was thut aber das Ganze vereint?
Was neidische Menschen oft thun — es verkleint.

13.

N ä t h s e l.

Ich mache hart, ich mache weich;
Viel' mach ich arm doch weit mehr reich.
Man hat mich gern,
Nicht allzu nah und nicht zu fern:
Zu nah wird alles von mir aufgezehrt,
Und alles stirbt, wo man mich ganz entbehrt.

14.

N ä t h s e l.

Ich bin das Nützlichste für dich wohl auf der Erde,
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde,
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehn,
Ich muß durchs Wasser bann, und darauf durch Feuer gehn;
Und alles, was man mir schon Hartes angethan,
Beschleift das Messer und der Zahn.

15.

C h a r a d e.

Der Mensch kann das Erste bereiten
Aus den Früchten des Ganzen.

Das Ganze als Gattung vom Zweyten
Wächst im Reiche der Pflanzen.

16.

R ä t h s e l.

Man nennt mich oft des Mannes Bier,
Auch helf' ich öffnen Thor und Thür.

17.

R ä t h s e l.

Sie, die Staub und Asche mir
Zur Gesellschaft gaben,
Wissen: lange wär' ich todt,
Läg' ich nicht begraben.

18.

E o g o g r y p h.

Ich bin als Dichter noch verehrt
Und, mit zwey Zeichen nur vermehrt,
Den Frau'n und Mädchen Lieb und werth.

19.

R ä t h s e l.

Laß ab, zu lang mich anzublicken,
Sonst blendet dich mein schöner Schein;
Und wirft du mich zu lange drücken,
So werd ich meine Mutter seyn.

20.

R ä t h s e l.

Ich bin zwar meiner Schwester gleich an Alter und an Kräften,
So klug, nicht minder stark, wie sie zu mancherley Geschäften;
Doch hast man mich von Kindheit an,
Ich wachse ungeschickt heran,
Indeß man in der ganzen Welt,
Nur Jene für die Rechte hält.

21.

C h a r a d e n.

Wer in den zwey Ersten gefesselt liegt,
Ist doch noch übler dran,

Als wer sich in den zwey Letzen betrügt,
Weil er nicht rechnen kann.
Man rechnet nach dem Ganzen leicht,
So schwer's auch Anfangs Manchem dünkt.

22.

Dir, Städter, nüz' ich oft; allein
Nur mit sechs Füßen werd' ich dein:
Zwey sind in Ruh', vier müssen thätig seyn.
Selbst Große treten bey mir ein;
Ich mache sie, so lang ich nütze, klein,
Und bloß drey Fenster bringen Lichteschein
Zu meinem stillen Sitz' herein.

23.

E o g o g r y p h.

Begierig hat mich einst das Volk des Herrn verzehrt,
Mein Erstes weg; dann werd' ich Heilige verehrt,
Und von Unheiligen als Rahme auch gehört.

24.

C h a r a d e.

Das Erste erblickst du auf Wiesen und Au'n;
Die Andern durchtanzen die Lüfte.
Das Ganz' ist ein Vöglein, bunt, grauweiß und braun;
Sein Stimmchen durch Thäler und Klüfte,
Durch Wiesen und Felder, durch Berg' und durch Wald
In Frühlingsmonathen lieblich erschallt.
